

*Stadtbibliothek*

81. 10. 1924

bücher  
Elbin

# Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig



Pfuhle

---

Verlag: Georg Stilke, Danzig und Berlin  
5. Jahrg.                      Oktober 1924                      Heft 7

Preis: 1.— Goldmark, für Danzig 1.30 Danziger Gulden

# Louis Schröder

Danzig, Große Scharmachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Pottrus & Fuchs)

Telefon 1658

## Kunsthandlung

254]

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

===== Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten =====

## John & Rosenberg, Buchhandlung

(Inhaber Friedrich Händler)

Zeughaus - Passage, Danzig, Kohlenmarkt

Das gute Buch / Bibliophilie / Kunst / Wissenschaft

255]



# Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

10395 Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

5. Jahrg.

Oktober 1924

Nr. 7



CZYTELNIA  
REGIONALNA



## Vom Sinn der Ostmark

Von Franz Lüdtké

54001 5203 2196 Wenn jemand Deutschland charakterisieren wollte, und es fehlen ihm die Möglichkeiten, sein Empfinden in das Gefäß der Sprache zu gießen, so mag er vielleicht ein paar Worte stammeln, die das Höchste und Tiefste seines Gefühls wiedergeben. Etwa: „Weihnachten“ oder „Volkslied“, oder er summt auch eine Melodie: „Am Brunnen vor dem Tore“ oder sonst einen Klang.

Es mag sein Blick auch über die Berge und Küsten schweifen, und er spricht: „Der Rhein“ oder „Thüringen“; und wiederum summt er ein Lied: „Zu Strassburg auf der Schanz“ oder ein anderes.

Vielleicht aber sieht er Deutschland in seinen großen Menschen. Dann sagt er: „Luther“ oder „Goethe“ oder „Bismarck“.

So ließe sich auch Preußen in einige Namen bringen, und jeder weiß, was wir mit „Preußen“ meinen. Nenn' Friedrich den Einzigen, nenn' Kleist, nenne Kant, und du darfst dir getrost die langen Sätze sparen. Sie verstehen dich.

Wie aber ist's mit der Ostmark?

O, diese Landschaft! Die sonnenhelle oder sturmgepeitschte Ostsee, die majestätische Weichsel, Schlesiens Bergwände! Und die Städte darin: Königsberg und Danzig, Bromberg und Thorn, Posen und Breslau, und neben den Ordenschlössern und Patrizierhäusern aus alten die Hütten, Fabriken und Gießwerke aus jungen Tagen!

Doch ist's dir wieder um Namen zu tun, dann nenne nochmals Kant, aber nenne auch Kopernikus und Jacob Böhme, Comenius, Chodowiecki, Schenkendorf und Eichendorff; oder greif' in die neuere und neueste Zeit, mit Holz, Halbe und Sudermann, mit den Hauptmann und Stehr, mit Leistikow, Corinth und Baluschek, mit Hindenburg oder Ludendorff — — ach, der Namen sind so viele, unsere Ostmark ist ja so überreich gesegnet an Landschaft wie an Menschentum.

1926: 534.



Die gewaltigsten Höhen der Ostmark — sie liegen verhüllt, verborgen tief unter der leichten Oberfläche des Tages. Das ist durchaus nicht nur sinnbildlich gemeint. Auch die Ostmark hat ihre Gebirge, und nicht die Sudeten allein. Von den Lehmen des Tertiärs und den Geschieben des Diluviums verdeckt, harret eine gigantische Hochgebirgswelt der künftigen Erstehung, noch nicht zerrieben von Wasser und Wind. Denkt euch, es spülte eine Flut die lockeren Ausfüllungen der Urtäler hinweg und es erhöbe dann eine Schollenbewegung die Talsohlen über den Spiegel des Meers, also, daß das Land nicht wieder ertrinken könnte in neuen Ozeanen — dann ragten wie voreinst Kalkfelsen und Urgebirge in wilden Formen himmelpor, und was nur der Forscher heute weiß, das würde der Mensch dieser Länder dann wissen: daß seit Erdäonen die Ostmark eine Stätte des Kampfes war!

Und ist's nicht so, als wenn auch die Höhen der ostmärkischen Seele, der Masse verborgen, einzig dem Forscher sichtbar wären, weil sie unter der Decke des Alltags verhüllt sind? Denkt man in Deutschland daran, daß in jenen Namen die Seele der Ostmark, der Sinn unserer Heimat sich offenbart? Weiß man's, daß hier die Geschichte von Jahrhunderten des Kampfes ein sondergeartetes Menschentum erwachsen ließ? Ein Menschentum der weiten Ebenen, das dennoch die Gipfel in seiner Seele trägt?

Ja, die Ebenen der Ostmark sind grenzenlos geweitet; kaum daß die Berge im Süden einmal das Auge, doch nicht die Schau hemmen. Ohne Grenzen schweift das Auge, ohne Enden; es trinkt die Weiten, wie es Gott trinkt. Ueber unseren weiten Ebenen ruht die Idee der Unendlichkeit.

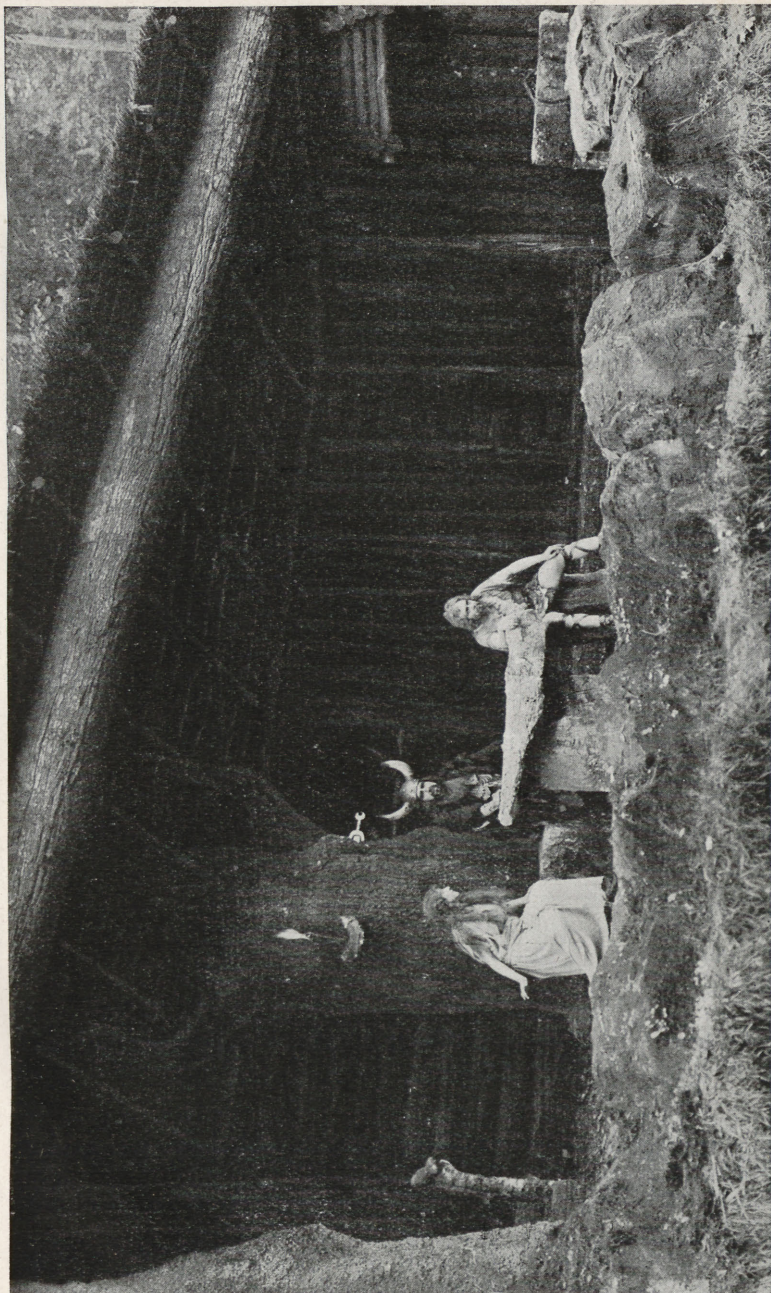
Aber diese Ebenen sind nicht arm an Farben oder Linien. Ueber die Kornfelder streicht der Wind, in tausend Seen spiegelt sich die Sonne, in dämmernden Wäldern träumt das Märchen. Einsame Pilger sind unsere Ströme — königliche Pilger. Und an steilen Ufern spielt oder donnert die Welle. . . Alles ist Weite und dennoch Farbe! Alles ist Linie und dennoch Klang! So ist unsere Ostmark.

Unsere Ostmark ist Kampf und Heldentum, und mitten inne eine Stunde tiefster Sehnsucht, atmende Stille und Schau nach innen und in die Sterne.

Sie sagen, vom Westen her stamme die deutsche Kultur. Gelogen, meine Freunde, oder schlecht gewußt!

Wer waren denn die ersten Ostmärker unserer Geschichte? Jene Stämme waren es, von deren Heldenliedern wir noch heute zehren, die Burgunder und die Goten, aus denen — kaum, daß sie die Ostmark verlassen hatten, um gen West und Süd zu ziehen — Menschen erstanden wie Hagen und Volker, Dietrich und Kriemhilde! Worms





Topfoper Waldoper 1924: „Walküre“, I. Akt

Bundling: Otto Helgers, Berlin, Siegmund: Fritz Goot, Berlin, Sieglinde: Gertrud Geyersbach, Wien — Künstlerische Leitung: Hermann Merz, Danks



und Ravenna sind uns bekannt; aber zweihundert Jahre früher hielten des Hagen und Volker Ahnen Schildwacht an der Weichsel!

Die Ostmärker waren es, durch Jahrhunderte kampferprobt, die das Römische Reich stürzten und in Spanien und Afrika, in Italien wie an der Rhone Reiche errichteten. Als ihre Scharen das Ostland verlassen hatten, da waren die Zurückbleibenden zu schwach, dem Ansturm aus dem Osten siegreich zu trotzen; die alte Ostmark, das Warthe- und Weichselloand, ja die Oder ging verloren, und an der Elbe tobte der Völkerkampf.

Sachsen und Thüringer waren vor tausend Jahren die Schildwächter Deutschlands, und sie vornehmlich trugen die Ostmark dann wieder vorwärts, ins verlorene Land zurück und weiter hinaus, mit den anderen Stämmen Deutschlands im Bunde, bis Siebenbürgen und ins Baltikum. So ward Ostelbien deutsch, und in seinen Staaten und Provinzen bildete sich, jeweils verschieden, ein buntes, reiches Volkstum mit eigener Note — ob wir an Mecklenburg oder Schlesien, an Ostpreußen oder das Posener Land denken.

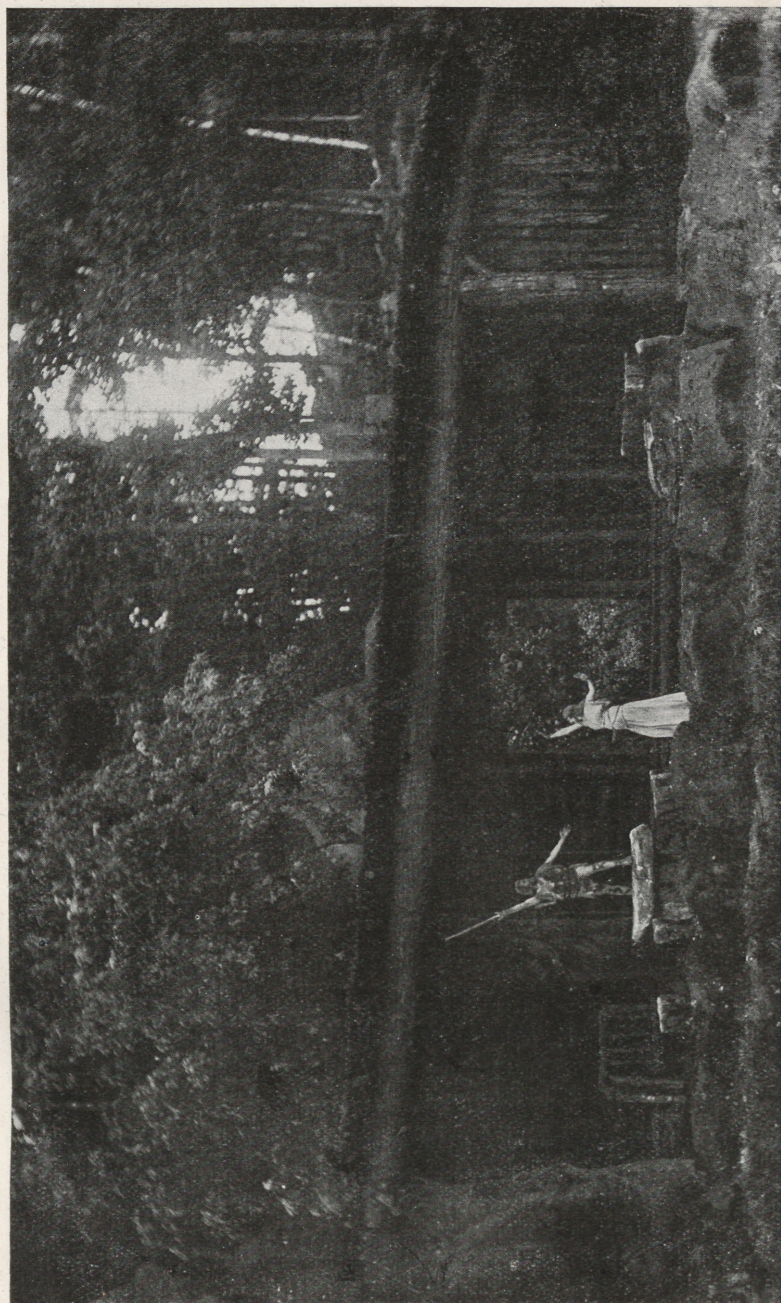
Jeweils verschieden, ja, und doch in einem gleich, einem Wesentlichen: ihrem Schicksal zwischen den Polen des Kampfes und der Sehnsucht. Dieses polare Schicksal prägte auch den Charakter der Ostmärker und schuf den Sinn der Ostmark.

Ein hartes Geschlecht erwuchs; aber dieses Geschlecht, dessen Väter einst als Ostlandfahrer hinausgezogen waren in eine Wildnis und das durch Jahrhunderte mit Menschen und Elementen ringen mußte, um seinen Kulturwillen zu sichern — dieses Geschlecht hatte als Gegenpol in seiner Brust die unbezwingliche Sehnsucht nach Frieden, nach Stille, nach Weisheit, nach Gott. Deshalb verschmolzen die Gegensätze des Kampfes und der Sehnsucht in unserer Seele zu einer seltsamen Synthese, zu einer höchsten Auswertung, zu einer kulturellen Stoßkraft, die nur darum in der deutschen, ja europäischen Geistesgeschichte so richtunggebend wurde, weil eben Kampf und Sehnsucht ihre Elemente waren.

Menschen des Kampfes gibt es überall, Menschen der Sehnsucht auch; in unserer Heimat aber wuchsen die Menschen, die beides vereinen.

Daher war der Mann, der den Himmelskörpern ihre Bahnen wies und dadurch die Weltanschauung von Jahrtausenden zertrümmerte, der Domherr von Frauenburg; darum ward zum maßgebenden Erzieher der Neuzeit der Glaubenskämpfer in Lissa; darum war der Kritiker aller alten Philosophie und der Baumeister des kategorischen Pflichtgesetzes der Weise von Königsberg. Nennt mir, Freunde, einen geistigen Stoßtrupp wie diesen, der von den Ostgrenzen der deutschen Kultur (nicht vom Westen her!) die Welt-





Zoppoter Waldoper 1924: „Walküre“, I. Akt, Schlussszene  
 Siegmund: Fritz Goot, Verlin, Sieglinde: Gertrud Seyersbach, Wien — Künstlerische Leitung: Hermann Merz, Danzig



und Lebensanschauung der Menschheit einfach aufrollte! Nehmt den Mystiker aus Görlich dazu, nehmt auch Hamann und Herder! Und war denn Lessing nicht ein Sohn des ostdeutschen Koloniallandes? Und war es Preußens größter Dichter nicht, Heinrich von Kleist aus Frankfurt an der Oder? Ist nicht der Umsturz in der neueren Dichtung, jene literarische Revolution der achtziger Jahre, vornehmlich von Ostmärkern ausgegangen? Und spüren wir Kinder der Ostmark nicht alle jenes Gesetz in unserm Blute, das richtungsweisende Gesetz des Kampfes und der Sehnsucht?

Vor tausend Jahren lag Deutschland darnieder. Eingeengt zwischen Rhein und Elbe, zerrissen vom Stammeshaß im Innern und bedrängt von äußeren Feinden, Slaven und Franzosen, Normannen und Ungarn, hatte es nur einen Weg, sich vor der drohenden Erstickung zu retten: den Weg nach dem Osten. Die Ostmark wurde Deutschlands Rettung und Zukunft. Als der Dreißigjährige Krieg uns von neuem in den Abgrund nationalen und völkischen Elends gestürzt hatte, erwachte auf dem kärglichen Sandboden Brandenburgs und im fernen Ostpreußen der deutsche Geist zu neuem Leben im brandenburgisch-preußischen Staate, der, still zur Großmacht reisend, das Ganze wieder emporriß. Noch einmal war die Ostmark Deutschlands Rettung und Zukunft geworden. Was nach 1807 von Deutschland sozusagen übrig blieb, waren die paar östlichen Provinzen, die den Rest der preußischen Monarchie bildeten; aber von diesem Rest ging Deutschlands Freiheit aus. — — —

Deutschland, wisse, was deine Ostmark bedeutet: das Gesetz des Kampfes und der Sehnsucht — das zur Freiheit führt. Das ist der ewige Sinn der Ostmark.

## Herbstliche Bäume

Stehn sie erstarrt in ihrem tränenschweren,  
 lautlosen Leid, dann fühl' ich den todherben,  
 denselben Schmerz an meiner Seele zehren,  
 den sie, Geheimnis wissend, mir vererben . . .,  
 bis sie sich goldener zum Licht verklären,  
 erblastgelöst der Seele Frieden werben. —  
 Als ob die Bäume meine Brüder wären,  
 rührt an mein tiefstes Sein ihr stilles Sterben.

Gertrud Liebfisch





Зоппотер Валдопер 1924: „Валкюре“, II. Акт

Вотан: Вильгельм Буерс-Гамбург, Фрида: Маргарете Арндт-Дер-Берлин — Күнстлерische Leitung: Германн Мерз-Дангиг



# Richard Wagners „Walküre“ als Waldoper

Von Carl Lange

Die hohen Erwartungen, die nach den Erfahrungen der vergangenen Jahre auf die Entwicklung der Zoppoter Waldoper gesetzt wurden, haben sich erfüllt. Nichts ist auf dieser Welt vollendet, und so werden auch immer wieder Einzelheiten musikalischer und technischer Art verbesserungsfähig sein, aber der Widerhall im Herzen von fast vierzigtausend Menschen ist und bleibt stark und nachhaltig, so daß der Gesamteindruck ein Beweis der sich immer steigenden künstlerischen Durchführung und Ausgestaltung der Freilichtbühne ist. Wer die Menge hinauf zur Waldoper wandern sah, wer die Andacht der Zuschauer unter dem weiten dunkelnden Himmelsdom mit empfand, unter dem sternbesäten Mantel der Nacht, der wurde an den „Heiligen Hain“, an die „Anbetung der Schönheit“, an Bilder von Klinger und Böcklin erinnert.

Die Zoppoter Waldoper ist ein fester Begriff geworden und gehört zu den führenden Kulturtaten des Ostens, die einen unaufhaltsamen Siegeszug antraten und die nicht mehr wegzudenken sind. Es muß aber anerkannt werden, daß in künstlerischer und technischer Hinsicht von dem Leiter der Festspiele, Hermann Merz, und dem Magistrat der Stadt Zoppot alles getan ist, um diesen Erfolg zu erringen. Dirigenten und Sänger von Rang und Namen folgten dem Ruf und äußerten sich einstimmig, daß sie selbst nicht nur von dem Stil und der Großzügigkeit der Darstellung, sondern auch von Ort und Raum aufs stärkste beeindruckt wurden. Unvergessliche Bilder prägen sich jedem ein, der die Aufführungen (Dimensionen der Bühne 100 m tief, 40 m breit) mit erlebte: Hunding in Wehr und Waffen, hoch zu Roß, heimreitend in die gewaltige Hütte unter dem Eschenstamm, in der Sieglinde dem flüchtigen Siegmund Gastfreundschaft bot; die drohende Fricka mit ihrem Widdergespann Wotan gegenüber tretend; die Walküren, auf Rossen im nebelhaften Hintergrunde einherjagend oder die Lohe beim Feuerzauber, die einem flammenden Meer zwischen riesenhaften Felsen glieh.

Die sorgfältig einstudierte Opernaufführung, bei der die namhaftesten Vertreter die Gesangsproben als Solisten übernommen hatten, das auf 90 Musiker verstärkte Orchester unter Max von Schillings und Erich Kleiber, die Teilnahme erster deutscher Wagnerjänger: Friedrich Plaschkes gewaltiger Wotan, zusammen mit Wilhelm Buers, die temperamentvolle Fricka der Margarete Arndt-Ober, Otto Helgers machtvoller Hunding — sie alle gaben ihr Bestes, so daß eine seltene Harmonie zwischen bildhafter und ge-





Зоппотер Валдопер 1924: „Валкюре“, III. Акт

Воіан: Виліхелм Буерс-Гамбург, Брүннхільде: Фріеда Леідер-Берлін — Күнстлеріше Лейтунг: Германн Мерз-Данзіг



sanglicher Wirkung erzielt wurde. Ob nun Siegmund und Sieglinde (Fritz Soot und Richard Schubert, Gertrud Meyersbach) genannt werden, oder die Brünnhilde der Frieda Leider, sie alle haben ihren Ruf gefestigt und Hervorragendes geleistet.

Nur andeuten können die beifolgenden Bilder das innere Erlebnis der Teilnehmer an diesen Festaufführungen. Wir veröffentlichen einige Aufnahmen, die einen Begriff der Größe der Waldbühne und der technischen Leistungen geben. Schon jetzt beginnen die Vorbereitungen für das kommende Jahr. Sie sind ein Zeichen, mit welchem künstlerischen Ernst Toppot an dem Ziel arbeitet, den Aufführungen der Waldoper einen Rahmen zu geben, wie sie die Festspiele in Bayreuth und die Aufführungen auf der Wartburg haben.

## Das Lächeln Gottes

Von Franz Lüdke

Gott dachte seine Gedanken. Die Schöpfung wuchs vor seinem Willen; es wurde Licht.

Da fiel des Lichtes ein leiser Strahl auf des Allmächtigen Antlitz, und siehe: Gott lächelte.

Der zweite, der dritte, der sechste Tag. Gott lächelte, denn es war alles sehr gut. Am siebenten ruhte er, und auch an diesem einte sich das Licht der Sonnensphären dem Licht der Liebe zum Lächeln Gottes.

Ueber alles fiel das gütige Leuchten. Auch die Menschen lächelten, Gottes Widerschein; denn siehe, auch sie waren gut.

Bis jener Tag kam . . .

Da klappte zwischen Eden und Erde die große Kluft, die Welt ward getrennt vom Gottesreich, das Schwert des Cherub blühte, arm wurden die Menschen, gottarm: sie gruben, pflanzten, ackerten und mähten, aber sie lächelten nicht mehr. Sie hatten die Güte der Seele und das Lächeln Gottes verloren.

Noch Gott war die Liebe; war Liebe auch zu den verirrtten Kindern des Lichts.

Ein neuer Tag kam: da schenkte Eva dem staunenden Mann ein Süßes, Zartes, Lebendiges; das erste Kind.

Nächte gingen und Tage, Stürme und Gluten, Monde und wieder Monde. Und einmal, einmal: Wunder aller Wunder! Da lächelte das Kind. . . .

Erde war nicht mehr Erde, Irren nicht mehr Irren, Angst nicht mehr Angst. Das Dunkel schwand, die Starrheit löste sich; Stürme schwiegen, eine selige Brücke spannte sich von jener zu dieser Welt. Das Lächeln des Kindes war Gottes Lächeln gewesen.

Hände falteten sich, um vergrämte Mundwinkel zitterte es leis, ausgelöscht ward der Stirnen steile Falte; ein Kind lächelte, ein Mensch, ein junger, neuer Mensch war gut. Gottes Widerschein ruhte über dem All; Gott war die Liebe.

Seither ist jeder Mensch einmal in seinem Leben völlig gut: wenn er als Kind das Lächeln Gottes lächelt.



# Waldemar Röslers graphisches Werk

Von Dr. Otto Brattskoven

Die Nachfolger Liebermanns, die sogenannten Spätimpressionisten, haben in ihren Hauptvertretern Max Beckmann, Theo v. Brockhusen und Waldemar Rösler ein in vieler Beziehung eigenartiges Schicksal in Hinsicht auf ihre Werke. Brockhusen und Rösler sind tot; ihre Werke befinden sich meistens in Privat-, seltener in Museumsbesitz. Zeitlich stehen sie zu sehr noch im Brennpunkt der Gegenwart, als daß man eine rein historische Betrachtung in Anwendung bringen könnte. Beckmann hat sich seit dem Kriege einem den deutschen Meistern vor Dürer verwandten und zynisch erregten Expressionismus zugewandt, der in einem fast fatalen Gegensatz zu seiner Vorkriegsproduktion steht. In späterer Zeit, falls man die deutsche Kunst um 1900 überhaupt noch entwicklungspsychologisch betrachten sollte, wird man diesen Malern als Uebergangserscheinungen zum Expressionismus ein nicht unbedeutendes Interesse zuwenden. Summa Rösler hat mit seinem Werk eine ausgesprochen tragische Bedeutung. Mit vieler Mühe hatte er sich in eine wesentliche Malerei überhaupt hineingearbeitet. Eine Zeitlang bestand für ihn, der 1907 zuerst selbständig in der Berliner Sezession auftrat, die Auseinandersetzung mit den künstlerischen Anregungen Liebermanns. Und als er dann endlich, immer traditionsfester nach rückwärts verbunden, 1912 gänzlich eigene und vorläufig experimentierende Wege ging, da riß ihn der Krieg aus der Bahn, und 1916 starb er plötzlich an den Folgen des Krieges.

Auch das graphische Werk Röslers, an sich gegenüber den Malwerken von sekundärer Bedeutung, spiegelt deutlich die Situation, die zwischen Liebermann und den Vertretern des Expressionismus liegt. Rösler entwickelte seine Gemälde rein aus der Farbe; nur knapp legte er auf der Leinwand ein konstruktives Vorstellungsbild an, um auch dieses beim Entstehungsprozeß oft gänzlich umzuwandeln. Eine zeichnerische Vorlage kam für ihn nie in Frage, und es ist gewiß nicht uninteressant, daß die meisten aus den Gemälden bekannten Motive in zeichnerischer und rein graphischer Fixierung erst nachher entstanden sind. Mit den rein graphischen Künsten, vornehmlich mit der Lithographie, hat er sich erst in den letzten Jahren vor dem Krieg beschäftigt. (In dieser Abhandlung aber ist die Wortbedeutung der Graphik in dem breiteren Sinn zu verstehen, daß sie auch die Aquarelle, die Blei-, Kohle-, Kreide- und Federzeichnungen neben den rein graphischen Künsten umfaßt.)

An Aquarellen existieren vermutlich nicht viel über 20 Exemplare. Es handelt sich um reine Gelegenheitsarbeiten, die sehr leicht,





Landchaft

Mit Genehmigung des Verlags G. & H. Cermann in Leipzig



mit Bevorzugung roter Lasuren hingesezt und bei einer gewissen Rhythmisierung doch oft einen mehr fragmentarischen Charakter haben. In einer Impressionistenmappe<sup>1)</sup> sind zwei dieser Blätter, ein „Heiterer Tag“ und eine Gruppe „Badende“, in farbiger Wiedergabe und geringer Verkleinerung publiziert. Eine besondere Frische dieser Blätter wird durch oft starkes Aussparen vom Weiß des Blattgrundes erzielt.

Die Zeichnungen sind meistens mit schwarzer Kreide, viele mit Bleistift und Kohle, einige auch mit der Feder (oft violette Tinte!) ausgeführt. Ein Sonderleben neben den Gemälden führen sie kaum. Auch sie sind Gelegenheitsarbeiten, sehr oft mit der Feder nach den Gemälden gezeichnet und gedacht zur Illustration von Ausstellungskatalogen. Einige sind z. B. in den Katalogen der Berliner und Freien Sezession wiedergegeben. Der auf Konstruktion eingestellte Charakter der Gemälde Röslers wird hier an den wie ein Gerüst wirkenden, dabei aber nicht oberflächlich kühl gefaßten Zeichnungen noch einmal evident. Einige Blätter fallen aus dieser Reihe heraus; sie haben in der Abstufung von Schwarz zu Weiß einen eigenen, von der Formbedeutung unabhängigen Ausdruck. Zwei Blätter im Stadtmuseum zu Halle, eine „Baumlandschaft“ und eine Kohlezeichnung „Ufer mit Segelschiffen“, müssen hier besonders genannt werden<sup>2)</sup>. Sie zeigen ausdrücklich den mit wenigen, aber stark charakterisierenden Strichen formschaffenden Spätimpressionisten, dessen Auffassung über die mehr auf vibrierenden Charakter hin gestimmten Zeichnungen Liebermanns hinausgeht.

Im Kriege hat der Künstler eine große Anzahl Zeichnungen geschaffen, die er auf gerade zur Hand liegende Papiere warf. Es handelt sich meistens um reine Situations Schilderungen, die durch die vielen, auf die Blätter gekritzelten Worte gekennzeichnet sind. Ihr Reiz liegt in einer schlichten, nicht die geringste Pathetik ver ratenden Manier. Wie Richard Hamann in einem Aufsatz über „Krieg und Kunst“<sup>3)</sup> betonte, waren jene am Feldzug beteiligten Künstler die stärksten, die nicht auf malerische Sensationen ausgingen, sondern anspruchslose und schlichte Eindrücke festhielten. Diese Worte passen auf die Kriegszeichnungen Röslers, von denen einige zwischen Feldpostbriefen in der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ veröffentlicht wurden. Sie bewahren sich so den ernsthaften Charakter und stehen im Gegensatz zu den Kriegszeichnungen Liebermanns, der seine impressionistische Kunst ganz in den Dienst patriotisch

<sup>1)</sup> „Impressionisten“. Propyläen-Verlag, Berlin. Herausgegeben von Julius Elias.

<sup>2)</sup> Karl Scheffler: Deutsche Museen moderner Kunst. Halle a. S. „Kunst und Künstler“, Jahrgang XIV, 1916.

<sup>3)</sup> Richard Hamann: Krieg, Kunst und Gegenwart, Marburg 1917.



verbrämter Auslassungen stellte<sup>4)</sup>. Veröffentlicht wurde von dem Künstler fernerhin eine Federzeichnung „Nach dem Sturmangriff“ in der Zeitschrift „Wachfeuer“<sup>5)</sup>; die von Paul Cassirer und Alfred Gold herausgegebenen Künstlerflugblätter „Kriegszeit“<sup>6)</sup> widmeten



Sommerlandschaft

Mit Genehmigung des Verlags G. H. Hermann in Leipzig

dem Künstler ein Sonderheft, in dem eine Schilderung „Ablösung“ — mit Waldemar Rösler, Leutnant der Landwehr unterzeichnet —

<sup>4)</sup> Richard Hamann: a. a. O.

<sup>5)</sup> „Wachfeuer“, Künstlerflugblätter zum Krieg. 1914/15, Nr. 18.

<sup>6)</sup> „Kriegszeit“, Künstlerflugblätter. Herausgegeben von Alfred Gold und Paul Cassirer, 1915, Nr. 54.



enthalten ist. Dieses Heft bringt fünf Lithographien, die der Künstler wahrscheinlich bei seinem Urlaub 1915 fertiggestellt hat.

Die Lithographie ist auch jener Zweig der Graphik, in dem der Künstler neben dem Maler etwas Neues und Wesentliches zu sagen hat. Die Motive sind zwar, wie schon erwähnt, dieselben wie in den Gemälden und mit einer gewissen Einförmigkeit benutzt Rösler immer die Motive, die ihn ihrer bestimmten Form wegen anregen. In seiner „Graphik der Neuzeit“<sup>7)</sup> schreibt Curt Glaser über diese Lithographien im Hinblick auf die graphischen Bestrebungen der Nachfolger Liebermanns: „Und eigentlich nur Waldemar Rösler zeigt in Lithographien eine starke und bestimmte Handschrift. Er war ein Poet der Landschaftsschilderung und gestaltet in einem



Feldweg

Mit Genehmigung des Verlags E. A. Semann in Leipzig

grauen, trüben Ton, der wohl allzusehr auf eine gleichbleibende Note gestellt erscheint, der aber durch eine eigene Anschauung und sichere Handschrift ausgezeichnet ist.“ Diese mehr andeutend und allgemein gefaßten Bemerkungen müssen noch dahin ergänzt werden, daß die Lithographien Röslers den mehr auf Beweglichkeit hinizielenden Charakter der Blätter Liebermanns vermeiden und mit möglichst gerade hingesezten Strichen eine Schwere der Anschauung und eine verhaltene Spannung innerhalb des Motivs zur Anschauung bringen. An Vorwürfen begegnet der durch die Gemälde bekannte „Vorstadtgarten“ wieder, der durch Bearbeitung der schon druckfertigen Platte mit dem Messer noch zu der Wirkung gebracht wird, daß die aufgekrazten Stellen als hartes Weiß erscheinen und den auf Verfestigung eingestellten Bildcharakter besonders be-

<sup>7)</sup> Curt Glaser: Die Graphik der Neuzeit. Berlin 1922.



tonen. Zu nennen sind noch der „Bahndamm“, die „Eisenbahnunterführung“ und ein „Lichterfelder Hafen“.

Die ersten lithographischen Versuche stellte Rösler 1911 an. Er wohnte damals in Berlin-Lichterfelde und stand in freundschaftlichem Verkehr mit dem Verleger E. W. Tieffenbach in Steglitz, der ihn, wie auch Max Beckmann, zu Arbeiten angeregt hat. 1911 erschienen von Rösler im Verlage E. W. Tieffenbach „Sechs Lithographien aus der Umgebung Berlins“<sup>8)</sup>. Auch die Einzelblätter wurden von diesem Verlage vertrieben. Neben den Landschaften schuf der Künstler auch Porträt Darstellungen und gelegentlich Innenräume. Doch stehen diese mehr auf Akkuratezse und Sauberkeit



Flußbrücke

Mit Genehmigung des Verlags E. W. Tieffenbach in Leipzig

eingestellten Arbeiten bei aller starken Erfassung der Person hinter den größer gesehenen Landschaften zurück. Eine, bei E. W. Tieffenbach erschienene Zeitschrift „Das neue Pathos“ publizierte 1913 und 1914 einige von den letzteren Blättern mit Handsignatur<sup>9)</sup>. In der Zeitschrift „Kunst und Künstler“, Jahrgang 1911, gelegentlich eines Aufsatzes über Rösler von Karl Scheffler, befindet sich eine Original-Lithographie „Frauenkopf“. 1914 stattete Rösler eine bibliophile Publikation „Die rot durchrasten Nächte“<sup>10)</sup> von Léon Deubel mit acht Lithographien aus, die bei aller Sicherheit — es handelt sich um Aktdarstellungen weiblicher Personen —

<sup>8)</sup> Waldemar Rösler: „Sechs Lithographien aus der Umgebung Berlins“. Berlin-Steglitz o. J. (1911).

<sup>9)</sup> „Das neue Pathos“. Berlin-Steglitz, 1913: 4. Heft; 1914: 1. u. 2. Heft.

<sup>10)</sup> Léon Deubel: „Die rot durchrasten Nächte“. Acht Sonette. Uebersetzen von Paul Zech. Berlin-Steglitz 1914.



doch wie die Bildnisse nicht jene künstlerische Höhe erreichen, die in den Landschaften verkörpert ist.

Auch einige Radierungen hat der Künstler geschaffen. Einige Kaltnadelarbeiten vom Jahre 1913 bringen Landschaftsmotive an sich oder mit Personen bevölkert in einer mit wenigen, verschieden stark angelegten Strichen charakterisierten Manier zur Darstellung. Eins dieser Blätter ging 1913 in den Verlag E. A. Seemann, Leipzig, über und zeigt bei gewisser impressionistischer Sehgabe (leicht angedeuteter Blick über ein Feld und eine Stadt am tiefliegenden Horizont!) doch eine Verfestigung in der Art, daß die Flüssigkeit des einzelnen Strichs durch einen unbelaubten Baum links und zwei laublose Bäume rechts wieder Stärke und festen kompositionellen Halt bekommt<sup>11)</sup>).

## Abend

Wie leise fallen die Blüten nieder.  
Wer kann noch tanzen? Die Winde wehen  
alle gen Abend, und weithin ziehen  
dunkelnde Bäume gereiht die Straßen.

Verloren laufen die zarten Wolken  
hinter der Sonne. Es ist ein Lauschen  
zwischen den Zweigen aufgebrochen,  
aber die Blumen schließen sich innig.

Noch nicht des weißen, gedenke des Mondes,  
bevor er aufschwebt. Ueber den Wiesen  
werden die Häuser einsam und heller,  
und das Gelände zwingt deine Hände.

Wer dankt ist schweigsam. Die Blätter rauschen  
in Nächten lauter und säuseln mittags  
aber noch einmal, ehe die Sonne  
sinkt, sie umstehen reglos die Aeste.

Es geht ein Engel in Spuren feurig,  
die Einfalt sieht ihn. Die Frommen lieben  
tiefer die Erde, und mit den Tieren  
schlafen sie traumlos hinüber zum Morgen.

Hans Schwarz





# Von deutscher Kraft und Arbeit

## Der Columbus des Norddeutschen Lloyd

Von Carl Lange

Der Osten ist dem Meere eng verbunden. Schon in der Hansezeit spielten Städte wie Danzig, Königsberg, Memel, Riga und Reval eine bedeutsame Rolle. Der Weltkrieg hat für Handel und Wandel den Auslandsverkehr für Deutschland stark gehemmt, denn es galt vielfach, nun von vorn anzufangen. Immer war sich der Deutsche der Wichtigkeit des völkerverbindenden Meeres bewußt. Seine Schiffe und seine Produkte hatten einen guten Ruf in der Welt. Aus der fast völligen Vernichtung heraus haben eiserner Wille, Fleiß und Arbeit den Wiederaufbau begonnen, dessen Spuren sich auf allen Lebensgebieten in technischer und kultureller Hinsicht zeigen.

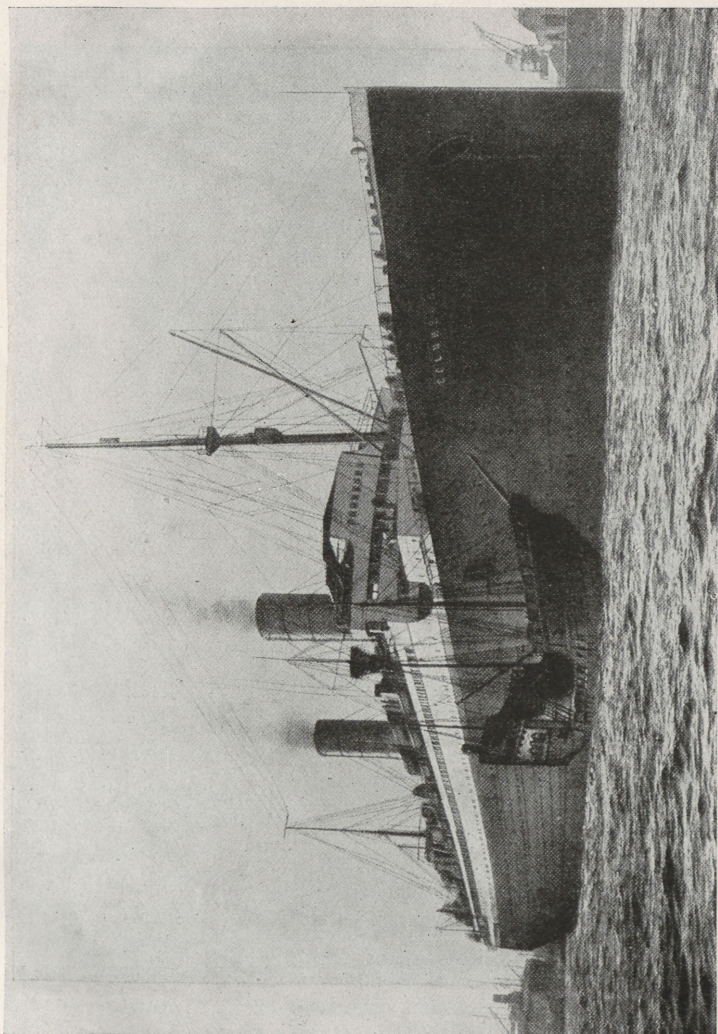
Das deutsche Volk muß nach diesem Zusammenbruch von innen heraus wachsen, muß seine geistige und sittliche Grundlage wieder finden, um einen neuen Weg in die Zukunft zu weisen. Symbol für die Stärke dieses Wunsches und Willens sind die in langjähriger Arbeit entstandenen Werke Einzelner und der Gesamtheit. Obwohl der Osten durch die Abtrennung und Neugliederung mit am stärksten in der Entwicklung gehemmt war, zeigten sich neue Aufbaukräfte, vor allen Dingen auf dem Gebiet des Handels, der Schifffahrt und Industrie. Was da in stiller, zäher Arbeit geleistet worden ist, dafür haben wir sichtbare Beweise, zu deren schönsten mit der von der Schichauwerft erbaute Dampfer „Columbus“ des Norddeutschen Lloyd, des schnellsten Schiffes der Welt, gehört.

Aber nicht nur die technischen Leistungen des in Danzig vom Stapel gelaufenen Schiffes sind es, die unsere Bewunderung erregen — es ist neben dem gewaltigen Bau die einheitliche Durchführung künstlerischer Ideen, die Förderung des Kunsthandwerks und der bildenden Kunst, die innenarchitektonische Ausgestaltung und die vortreffliche Ausnutzung des Raumes zu einer inneren Harmonie und Geschlossenheit. Und ohne Zweifel ist dieser fruchtbare Gedanke, den Personenverkehr durch Behaglichkeit und Läuterung des Geschmacks zu heben, eine der wesentlichen Kulturtaten der letzten Zeit, die an Bedeutung manche große Kunstausstellung übertrifft. In weiterer Ausgestaltung dieses Gedankens können die neueingeführten Kunstmes sen der Hapag auch der Förderung des deutschen Buch- und Kunstgewerbes dienen.

Beim Wiederaufbau seiner Flotte hat der Norddeutsche Lloyd den Münchener Maler Professor Paul Ludwig Troost berufen, um



ihm die künstlerische Leitung der Ausmalung und Raumgestaltung seiner Schiffe zu übertragen. Troost im Verein mit einer Schar von Malern, Bildhauern, Kunstgewerblern als Mitarbeiter hat eine



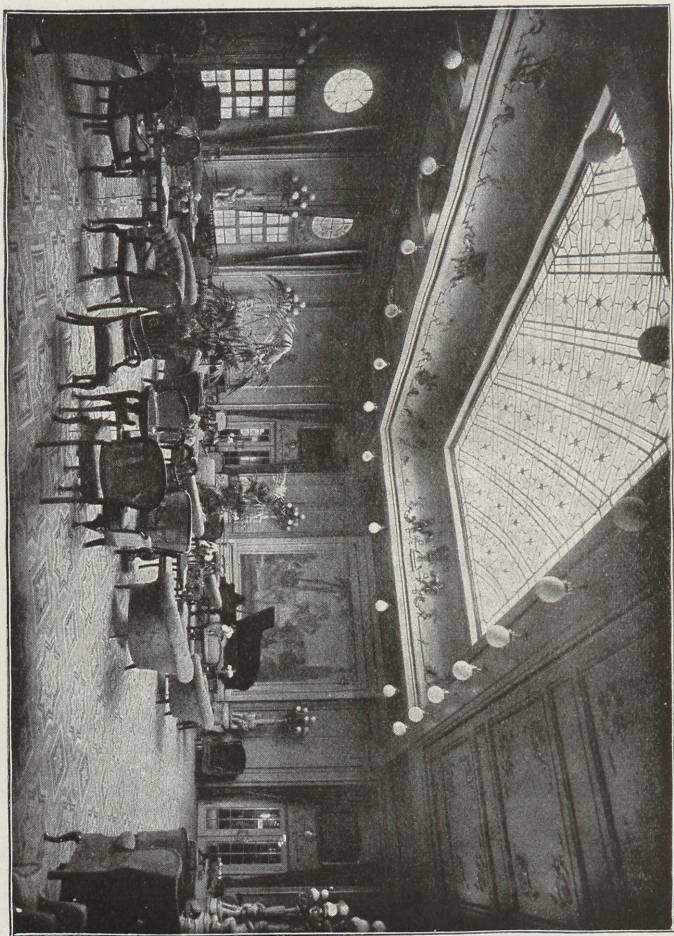
„Columbus“

eigenartige, einheitliche, schwimmende Kunstaussstellung geschaffen, die nicht nur künstlerische Ideen im Einzelnen verkörpert, sondern auch Ausdruck deutschen Wesens und deutscher Kultur ist. Bei Be-



rücksichtigung der Technik des Schiffes und seiner Konstruktion ergeben sich neue, sonst kaum wiederkehrende Aufgaben für den Künstler, von deren Lösung uns eine Anzahl der Bilder erzählen. Nicht zu vergessen ist die Erfüllung der Wünsche des Reisenden, der

Die große Halle



gleichzeitig alle Behaglichkeit und Bequemlichkeit genießen will, die ein Haus gewähren kann. Hohe und niedere Hallen, Schreibräume, Bibliotheken, Rauchsalons, Damenzimmer, Lauben, sogar ein Turnsaal bieten dem Gast genügend Abwechslung und sind räumkünstlerische Meisterwerke. Eine Reihe der Wandbilder sind von



Professor E. R. Weiß, Bildhauerarbeiten schuf Professor Josef Wackerle (Statue des Columbus); ferner sind Alfred Hagel, Maler Professor Walther Geffken, Hans Gött, Julius Heß, Otto Hirt, Erich Schilling, Wilhelm Schulz und Eduard Thöny zu nennen.



Speisesaal I. Klasse

Von Danzig aus nahm das stolze Schiff „Columbus“ durch die Ostsee seinen Weg nach Bremerhaven. Nun hat es schon verschiedene Male die Reise von Deutschland nach Amerika zurückgelegt, und nur eine Stimme hört man, daß dieser mächtige Dampfer, das größte und schnellste Schiff der jungen deutschen Handelsflotte, eines der sichtbarsten Zeichen deutschen Wiederaufbauwillens auf technischem und künstlerischem Gebiet ist. Dem Norddeutschen Lloyd gebührt



der Dank jedes Deutschen, der die Tragweite der Wirkungen einer solchen Tat überschaut.

Hier ist nicht der Platz, auf Einzelheiten des Schiffbaues und der hervorragenden Schiffseinrichtungen einzugehen. Einige der Bilder sind ein Beweis für die großzügige, tatkräftige Förderung deutscher



Rauchsalon I. Klasse

Kunst durch die Schifffahrt. Unvergeßlich war die Besichtigung des „Columbus“ kurz vor seiner ersten Auslandsfahrt. Es war eine erhebende Feier, ein nationales Bekenntnis, eine Kulturtat, die einer symbolischen Handlung des aufstrebenden Willens eines in allem Leid doch starken Volkes glich. Fast will es wie ein Märchen erscheinen, daß nun ein Schiff die Ozeane und Länder verbindet, das die Dimensionen großer Häuser hat und die Bevölkerung von



Ortschaften bis zu 3000 Menschen aufnehmen kann, ohne daß ein Gefühl der Enge oder Unbequemlichkeit entsteht. Und trotz dieser gewaltigen Größe hat die Sicherheit der Fahrten durch vollendet



Damenzimmer II. Klasse mit Bibliothek

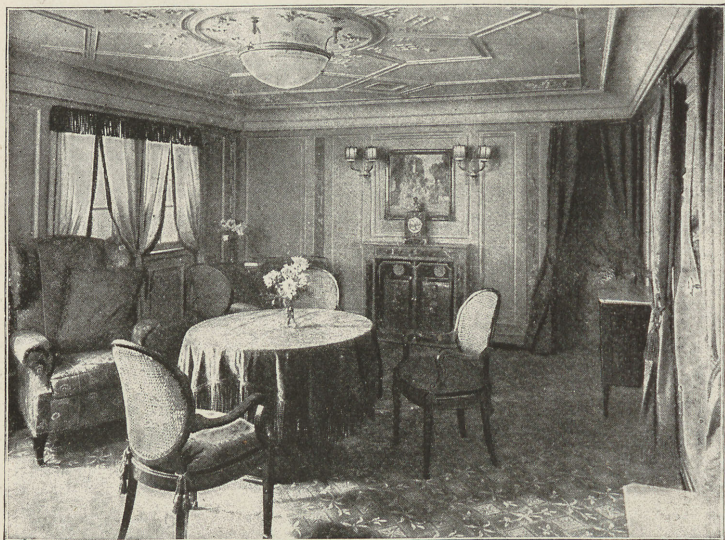
technische Maßnahmen und Ersatz der Menschenkräfte durch Maschinen zugenommen.

Allen Schwierigkeiten und Hemmungen zum Trotz hat der Norddeutsche Lloyd mit unbeirrbarer Entschlossenheit und Ziel-



sicherheit den „Columbus“ in schweren Zeiten wirtschaftlichen und kulturellen Niedergangs zur Vollendung gebracht, eine Schöpfung eines nicht zu besiegenden Geistes, einer sich doch behauptenden Kultur, die Anerkennung der gesamten Welt fordert.

Im Osten wurde der „Columbus“ auf der Schichauwerft gebaut. In einem Sonderheft „Elbing“ wird die Schichauwerft eingehend behandelt werden. An dieser Stelle gilt es vor allen Dingen, die kulturelle Bedeutung des „Columbus“ zu beleuchten und darauf



Staatszimmer

hinzuweilen, daß der fernegelegene Osten am Schicksal des Reiches nicht nur innigsten Anteil nimmt, sondern mit Hand anlegt und alles tun will, um von sich aus am Wiederaufbau Deutschlands tatkräftig teilzunehmen.

Zeichen dafür sind immer mehr vorhanden. Der Osten bittet das Reich um Verständnis und Förderung dieser wichtigen Aufgabe, die er nur mit gegenseitiger Unterstützung — wie es beim Columbus so schön und vorbildlich der Fall ist — erfüllen kann. Die Zusammenfassung aller Kräfte im einigenden Sinn stärkt den Glauben an die Zukunft unseres Volkes. Wie der Columbus der Welt den Beweis gibt, daß wir an uns nicht irre werden, so entwickelt diese Tat auch in uns selbst Vertrauen und Kraft.



# Die Kogge

Schattenrisse aus dem Kreise meiner Freunde

Von Wilhelm Scharrelmann

Kennst du die alten Hansakoggen, diese beflügelten, mit schwerfälliger Anmut malerisch gestalteten alten Eroberer der Meere? Mit aufgeblähten Segeln hängen ihre Modelle noch heute unter den Balkendecken alter Rats- und Kaufmannsstuben, thronen in Nachbildungen mit aufgereckten Masten wie Symbole auf den Bücherschränken und Regalen in den Zimmern geistig Schaffender. Ihre einzige Fracht scheint heute die Hoffnung, ihr Ziel die unbeschränkte Weite der blauen Meere in der Welt des Geistes zu sein, und sacht gleitet der Blick, der auf ihnen verweilt, in die Reiche des Traums, schaffender Phantasie.

Ihr Name und Zeichen ist auch Symbol einer Vereinigung dichterisch schaffender Menschen unserer Nordwestecke geworden, die vor kurzem in den Ratsstuben in Bremen zu einer ersten Zusammenkunft zusammentrat.

Ueber Absichten, Wege und Ziele dieser Vereinigung einmal an anderer Stelle.

Als ich die Erschienenen vor mir sitzen sah, eines der ausgeprägten Gesichter neben dem anderen, jung und alt in buntem Gemisch, wie es der Zufall beim Niedersitzen gefügt hatte, kam mir der Gedanke, das geistige Bild der einzelnen und dadurch das Eigentümliche dieser Stunde auf meine Weise festzuhalten.

Um einem Mißverständnis vorzubeugen: Es lag mir nicht daran, etwa irgendeine der üblichen „literarischen Würdigungen“ zu geben. Die Namen der Bücher, welche die einzelnen schrieben, sind nur ganz vereinzelt und nur da erwähnt, wo es unbedingt nötig schien, um einen Zug im Wesen des Verfassers damit anzudeuten.

Worauf es mir ankam, war, das Wesenhafte des einzelnen zu zeichnen, seine geistige Erscheinung, den inneren Menschen. Denn der Mensch ist der Künstler, und der Künstler ist der Mensch. Alle Kunst ist Wesensausdruck. So wie einer ist, ist seine Kunst. Oder doch: wie er sein möchte. Wunschbilder malt der dichterische Mensch, Wunschbilder seiner Sehnsüchte und Hoffnungen. Sie sind die Entlastungen seiner seelischen Spannungen und damit der Spannungen in den Seelen aller, die sich seinem Werke hingeben.

Aber was sollen die Worte? — Laßt mich beginnen!

## I.

### Manfred Hausmann

Es ist, als ob ihn ein schwermütig verhaltenes Volkslied eines Tages zu sich und seiner Kunst gebracht hätte und nun ein Klang



dieses Liedes noch in seiner Sprache nachzitterte, unmerklich fast und doch vernehmbar, wie in einer Glocke der letzte Schlag des Hammers noch leise nachsummt.

Oder ist es ein Märchen gewesen, eines jener alten Volksmärchen, die so voll herber Süße sind und so taufriech, als hätte man sie wie kühle Beeren soeben erst vom morgenfeuchten Waldboden aufgelesen?

Ich weiß es nicht. Es kann auch einer jener melancholisch dunkeln Abende gewesen sein, die wie in blauem Sammet über die Wiesen kommen und unser Herz in Schwermut hüllen, daß auch der tiefste Seufzer uns nicht aus der Trauer erlösen kann, die sie über uns bringen.

Vielleicht ist es wirklich in einer solchen Stunde gewesen, daß seine Seele zum erstenmal die Einsamkeit begriff, in die alles Lebende auf dieser Erde eingebettet ist — und nun das Trauern und Zagen über ihn kam, das jeden ergreift, der eine solche Stunde erlebt. Denn in ihr beginnt die Erkenntnis. Die schmerzliche Erkenntnis vom Sondersein und die unauslöschliche Sehnsucht, sich daraus zu erlösen. Aber es gibt keinen Weg, keine Möglichkeit . . . oder doch?

Damit beginnt die Kunst.

Und mit ihr das Erstaunen über die Welt der Erscheinungen. Die Dinge sind Märchen, und Märchen sind Dinge . . Jeder Augenblick ist ein Erlebnis, und die Welt ist ein Wunder, ein ewiges Rätsel — und in jedem Dinge steckt ein Unerhörtes, nie ganz Erkanntes.

So geht es ihm nun an jedem Tage: Immer ist ein Unerhörtes da. Es kann etwas ganz Alltägliches sein, aber seine Seele, die noch unberührt genug ist, das Unbegriffene, Irrationale der Welt auch im Unscheinbaren zu erkennen, steht ergriffen vor allem, was in dieser Welt sie umgibt, erstaunt vor der Welt — und vor sich selber.

Wie? Redet nicht Gott in den Dingen? Kann die Sprache des Menschen da mehr als ein Stammeln sein? — Das ist der zweite Schritt zur Kunst: Ehrfurcht. Ehrfurcht und Ergriffensein. Und seine Scheu ist so groß, daß selbst der Ausdruck Gott für das letzte alles zu Erahnenden ihm schon zu bestimmt, zu umrissen, zu unverrückbar, zu sehr mit altem Inhalt erfüllt erscheint.

Aber in der Welt ist etwas, etwas, Menscheninnen nicht Erreichbares, ein leise Schwebendes, ein Leben hinter den Dingen. . .

So die Welt sehen, alle Pforten in sich geöffnet, bereit, zu empfangen, was auf uns wartet . . die Sonne sehen, als wäre sie



eben erschaffen, und so den Wald und die Stadt, die Menschen, die einen umgeben. Unerhört neu ist alles. . .

Das ist Hausmann.

(Er wird dies alles bestreiten, es wird ihn verlegen, fast ein wenig ängstlich vor sich selber machen, aber es ist, wie ich sage.)

Alle Dinge lieben — und doch im tiefsten wieder und wieder empfinden, daß alle Liebe uns ihnen nicht näher bringt, daß Liebe nicht einmal den Abgrund zwischen Seele und Seele ganz zu überbrücken vermag. Darum ist er jung wie ein Kind und im nächsten Augenblick so alt wie ein verwitternder Stein.

Aber irgendwo sitzt ein Vogel und singt eine helle Melodie in den sinkenden Abend über den Stein und die schweigenden Felder. Und die Melodie ist wie ein Lied, das die junge Magd zwischen Abend und Nacht leise in ihrer Kammer singt:

„O schöne junge Lilofee“ . . .

Ist es der Abend, der so spricht, oder ist es der Morgen?

Das Drama, das seine Seele hinter der alten Ballade vom Wassermann ahnt, der die schöne junge Lilofee freite, läßt ihn nicht wieder los. Es will gestaltet werden, es geht nicht anders — und bleibt doch Fragment.

In die Schatzkammer, die als Jahrbuch im Herbst erscheint, habe ich den ersten Akt aufgenommen.

Vielleicht hat man nur in der Jugend den Mut, ein Drama zu schreiben, dessen Szenen an die Gretchenauftritte des Faust, einige Lustspielszenen Shakespeares und Klänge aus der Versunkenen Glocke Hauptmanns gleichermaßen gemahnen — und das doch ganz der Seele gehört, die es gestaltete. Später wird man zu klug, solche Vorbilder heraufzubeschwören. Es könnte einem mißdeutet werden, könnte als Abhängigkeit erscheinen. . . Man lächelt im stillen — fürchtet aber doch die Möglichkeit und begräbt das, was sich eben noch gestalten wollte, mit einem Seufzer.

Ueberhaupt, wenn es keine Seufzer gäbe — Hausmann hätte sie für sich erfunden. Der Seufzer — besonders der ganz leichte, der sich noch in Worte kleiden läßt, ist bezeichnend für seine ganze Art. Seine Menschen seufzen in seelischem Leid und in der Freude. Oder ist es nur ihr Schöpfer, der mit ihnen seufzt?

Soeben erscheint sein erstes Novellenbändchen. Die Erzählungen, die er darin gibt, sind ganz von der Frische der Jugend und ersten Gestaltens erfüllt, in einer Sprache geschrieben, so persönlich und eigen, daß man meint, der junge Dichter habe manche Worte erst ganz neu wieder entdeckt. Als hätte er selber die verstaubtesten in einen klaren Quell getaucht, und sie schimmerten nun wieder in ursprünglichem Glanz.



Im Juniheft des Niedersachsens steht ein Gedicht von ihm. Ein Reh geht durch die Verse „mit klimperkleinem Schritt“. Das Wort ist nicht von ihm geschaffen. Es steht schon in dem bekannten Liede von den „Sonnenkäferkinderlein“. Aber hier ist es doch unerhört neu und in seiner Bildkraft entzückend. Man sieht das Reh gehen, hört das leise Stapfen der spizen Hornhufe auf dem Erdboden. Ueberhaupt Wahl und Stellung der Worte zueinander. Es ist, wie wenn in einer Galerie die Bilder umgehängt werden. Die Nachbarschaft eines anderen läßt ein lange unbeachtetes in einem neuen Glanze aufleuchten. . .

Aber niemand ist so rein, daß sein Wesen nur dem klaren Wasser eines Bergsees gleiche, das in heiterer Ruhe und kristallklar in dem steinigen Bette ruht, das es sich schuf. In uns allen mischt sich Gutes und Böses, Helles und Dunkles, Wildes und Sanftes, kämpfen die Kräfte der Schöpfung mit den unterirdischen Gewalten des Chaos. In Hausmann ist dieser Kampf stärker, als man zuerst vermutet. Wie ein Strom dunkler Wasser dringen aus den unterirdischen Quellen seiner Seele die Mächte des Triebhaften, Dunklen, Verworrenen mit Urgewalt nach oben, brechen mit verheerender Gewalt in das Licht des Kindhaften, des Märchens und der seligen Einfalt, das ihn erfüllt. Vielleicht braucht der künstlerische Mensch diese Verwandtschaft mit dem Chaos, ist doch das Chaos die Basis der Schöpfung. Aber zuletzt entscheidet doch, wie stark der Lebenverleihende Odem Gottes in ihm weht und die Gewalten der Tiefe in schöpferische Kräfte zu wandeln vermag.

Hausmann ist jung, und heute kennen ihn nur noch wenige.

Ich will es mir versagen, zu prophezeien, aber ich bin völlig ruhig in meiner großen Erwartung.

## II.

### Ludwig Hinrichsen

Er überfällt dich wie im Sprunge. Es ist, als ob dich plötzlich die Pranken eines Tigers gepackt hielten. . . Sein Atem scheint zu fliegen, scheint Feuer auszuströmen. Sein Inneres ist, als kochte es in ihm. Immer steht er unter zwanzig und einigen Atmosphären Druck. Es zischt und sprudelt in ihm, Dampf strömt. Jeden Stoff, den er ergreift, erfüllt er mit Leidenschaft, vergewaltigt ihn, macht ihn zum Träger seines Willens.

Und ist hilflos dabei wie ein Kind. Es gibt nichts, ihn zu erlösen, als Aussage . . . Ausdruck. Jeder seiner Leser ist sein Beichtiger. Merkst du seine Erregung nicht, seine fliegenden Pulse, die schäumende Leidenschaft seines Gestalterwillens?



Wo du ihm begegnest, überwältigt er dich. Noch mehr als durch seine Stoffe durch sich selbst. Aber keines seiner Werke bringt ihn je ganz zur Ruhe. Immer bohrt und grübelt er, an sich und der Welt. Irgendwie muß doch das chaotische Getriebe einen Sinn haben, einen Zusammenhang, irgendwo muß doch eine Ordnung zu erkennen sein? Aber wo? Und wie sieht sie aus? Der eine sagt so, der andere so. Aber Klarheit, endgültige letzte Entscheidung — wo ist sie? Wie eine Rakete flammt er auf, wenn er solche Dinge berührt, greift mit beiden Armen in den Himmel und würde die Sterne herabreißen, wenn ihm nur Hilfe davon käme.

Wenn ich Buddhist wäre, würde ich sagen, daß er in seinem früheren Leben ein Kondor gewesen sein müsse, in einsamem Fluge hoch über den Bergen, scharfen Auges auf Raub ausspähend, königlich in der Haltung seiner weitklasternden Schwingen, der unbestrittene Herrscher in seinem Gebiet.

Aber nun hat er die Erde geschmeckt und die Fessel des Menschen. Und wird nicht fertig damit. Denkt, bohrt und verwirrt sich, fühlt sein Herz schwellen und übergroß werden und stürmt hin, es zu erleichtern, es ruhiger werden zu lassen, in die Einsamkeit oder zu einem seiner Freunde. Aber keiner kann so tief Freund sein, um die letzte quälende Unruhe je ganz stillen zu können, die Unruhe, die wie ein quälender Pflock in seinem Fleische sitzt.

Und zu der Unruhe gesellt sich der Zweifel. Der furchtbare Zweifel an sich selber, der ihn peinigt wie ein Skorpion. Wie? Ist es nicht Vermessenheit? Kunst? Ist sie nicht das Höchste, was Menschen schaffen können? Wer bin ich, daß ich meine Hände an ein solches Werk lege?

Jeder schöpferische Mensch kennt diesen Zweifel. In Ludwig Hinrichsen schläft er eigentlich in keiner Stunde ganz ein. Wie ein Kainsmal flammt er von seiner Stirne.

Nur selten, in einer freien Minute, leuchtet der Glanz des Erwählten aus seinen Augen. Er weiß dann nicht, was tun vor Freude und innerem Uberschwang. . . Aber die Welt ist so dunkel, und rings um ihn arbeiten, quälen und schaffen Arme und Aermste. . . Ist es recht, daß es so ist? Nein, ist es notwendig? Muß es wirklich so sein? Wo fängt die soziale Verpflichtung des einzelnen an, wo hört sie auf?

Er klagt nicht, er seufzt nicht einmal. Er sieht die Zusammenhänge. Notwendige Gebundenheiten sozialer Entwicklung. . .

Wenn nur die Unruhe nicht wäre, das Geheißsein. Ist es in der Tat nur eine Nachwirkung aus einem Leben, das schwerer unter Entbehrungen stand, als mancher ahnt? Ich weiß es nicht.



Vielleicht kommt sie aus der quälend empfundenen Unsicherheit über die Wahrheit der letzten Dinge. Aber die wirtschaftliche Gebundenheit, in der er jahrelang stand (Gebundenheit? Fesselung müßte man sagen), mag ihr redlich Teil mit schuld sein. So etwas geht nicht spurlos an einem Menschen vorüber. Armut ist zu ertragen, kann segnen sogar. Kann es, sage ich. In vielen, vielleicht den meisten Fällen zermürbt sie den Menschen. Aber arm sein und gedemütigt werden, wieder und immer wieder, fast an jedem Tage, den Gott über die Arbeit der Menschen kommen läßt, ist schlimmer als Geierkrallen.

Bei seinen Hamburger literarischen Freunden ist er ein wenig als allzu selbstbewußt verschrien, stolz und unzugänglich. Ich kann mir denken, daß ihn der, der ihn noch nicht kennt, auf den ersten Blick so empfinden mag. Er ist es nicht. Er kann bescheidener sein als ein Kind und demütig wie ein Knabe, der plötzlich erkennt, wie klein er in der ungeheuren Weite der Welt ist.

Auch seine Menschen sind häufig so, eigensinnig, verrannt in eine Idee, wie es nach außen erscheint, in Wirklichkeit von dem dämonischen Zuge ihres Wesens erfaßt.

Alle dichterisch geschaffenen Menschen sind ja nur Spaltungen des gestaltenden Ichs. Das „Studien machen an anderen“ ist zuletzt dummes Zeug. Etwas für Photographen meinerwegen. Selbst der „konsequente Naturalismus“ konnte sich nicht damit begnügen. Nur der Laie meint, daß der Dichter hinginge und seine Menschen nach den Vorbildern schaffte, die ihm seine Umgebung stellt. Er verwechselt den Dichter mit einem Berichterstatter. Nein, man muß „innerlich voller Figur sein“, wie Dürer einmal sagt.

Und so ist es bei Hinrichsen. Er ist seinem innersten Wesen nach Schöpfer und Gestalter. Ob er dabei den Erfolg für sich hat oder nicht — den breiten Erfolg bei der Menge meine ich —, ändert nichts daran.

(Was ist das überhaupt: „Erfolg“? Je höher eine Dichtung steht, um so kleiner ist naturgemäß der Kreis der Leser, den sie bei ihrem Erscheinen findet. Wer für die breite Menge schreibt, seine Themen und ihre Behandlung darnach wählt, hat selbstverständlich den größeren Erfolg. . . Aber ich gebe zu, die Frage ist schwierig. Am einfachsten ausgedrückt ist es so: Eine große Dichtung kann einen großen Erfolg haben. Aber sie muß es durchaus nicht. Sie verliert nichts von ihrer Größe, wenn es nicht der Fall ist. Erfolg und Wert haben wenig miteinander zu tun. Meistens wird der Erfolg durch ganz andere Dinge bestimmt. Aber darüber einmal an anderer Stelle.)



Ich will es darum noch einmal wiederholen: Ludwig Hinrichsen ist auf dem Wege. . . Es ist noch Schlacke in ihm, gewiß, und er braucht wohl noch eine Zeit, um sein Innerstes wie einen reinen Strom geschmolzenen Metalls aus dem Hochofen seiner Brust fließen zu lassen. Aber er ist, was er sich so schmerzlich ersehnt zu sein: ein Dichter. Aus allen seinen Büchern spricht das Vermögen des schöpferischen Menschen, spricht nicht nur der Wille, spricht gleichzeitig auch immer ein Können, ein Vollbringen.

Ob es ihn ruhiger machen wird, ein wenig stiller und in sich gefasster?

### III.

#### August Hinrichs

Das ist seine Umwelt: Die bescheidene Wohnung eines Kleinbürgers in Oldenburg und auf dem langgestreckten Hofplatze hinter dem Hause seine Tischlerwerkstatt. Dort steht er, solange gearbeitet wird, mißt, reißt das Holz an, teilt den Gesellen die Arbeit zu und sieht zwischendurch den beiden Lehrjungen auf die Hände. Wenn er nicht Einkäufe an Material zu besorgen, Kunden zu empfangen, Zeichnungen oder Berechnungen zu machen hat.

Wie? Sieht so ein deutscher Dichter aus?

Ach, das Leben ist immer noch bunter und reicher an Möglichkeiten, als du glaubst.

Und so wie sein Handwerk ist sein Charakter: rechtwinklig bis in die letzte Ecke, ehrlich vor sich und anderen, gewissenhaft und so fest- und wohlgefügt wie das beste Stück, das je aus seiner Werkstatt kam.

Schlag' eines seiner Bücher auf und beachte nur die Anfänge. In jedem Kapitel springt er mit beiden Füßen unmittelbar in die Handlung.

„Klirrend schlug der Vogebauer einen Taler auf den Tisch. . .“

Es war im Kriege, als ich zum erstenmal seinen Namen las. Ich war für eine kleine Sammlung, die den Oldenburgischen Truppen ins Feld geschickt werden sollte, um einen Beitrag gebeten worden und bekam nach dem Erscheinen des kleinen Buches eines als Beleg. Darin stand neben einer Reihe von anderen Beiträgen eine Skizze. Ich las sie, blätterte schon nach einigen Seiten zurück, um noch einmal den Namen des Verfassers nachzusehen — las zu Ende und fragte mich verwundert: Ist es möglich, daß in deiner nächsten Nähe ein Mann lebt, der so viel kann und dem du bis heute noch nirgendwo begegnet bist?



Als der Herausgeber mich einige Wochen hinterher besucht, frage ich: Sagen Sie doch mal, wer ist August Hinrichs? Ich habe da eine Skizze unter diesem Namen in Ihrer Sammlung gelesen, die — —

Da lächelt er und sagt: Ein Tischlermeister in Oldenburg . . .

Wiederum ein paar Wochen später — es war Georg Rufeler, der die erste Begegnung vermittelte — lerne ich ihn persönlich kennen und freue mich noch heute dieses Tages, der eine Bekanntschaft und daraus eine Freundschaft erwachsen ließ, die ihren Segen in sich selber trägt.

Aber das alles sind Worte, Nebensächlichkeiten, zum mindesten Dinge, die nur ihn und mich angehen und hier nicht gesagt zu werden brauchten.

Aber dies soll ein Schattenriß werden, ein Porträt, wenn es sein kann, und ich will darum versuchen, zu sagen, wie er aussieht.

Du gehst an einem strahlend schönen Sommertage über Land. Da liegt im prallen Schein der hohen Sonne hinter einer Dornenhecke der Apfelhof eines Bauern. Neben einer Lücke im Zaun, dicht an der Straße, der Backofen, aus roten Ziegeln erbaut, verräuchert und mit grauen Heideplacken zugedeckt. Aber damit nichts in der Welt ohne Schönheit sei, haben sich Löwenzahn und blaue Glockenblumen auf seinem runden Buckel angesiedelt.

(Schade, daß sie nicht gleichzeitig blühen. Der Farbengegensatz müßte überwältigend sein.)

Aber der Löwenzahn ist längst verblüht. Nur die Glockenblumen stehen mit ihren blauen Blüten zwischen dem dünnstengeligen Grase, das statt der längst abgestorbenen Heide mit spärlichen Aehren die Erde zu überziehen beginnt.

Vom niedrigen Schauer dringt das aufgeregte Summen schwärmender Bienen herüber, und nun, während vom Hause her ein leiser Honiggeruch in den warmen Vormittag hinauszieht, dringt vom Backofen der Geruch frisch gebackenen Schwarzbrotcs zu dir herüber, würzig, erdhaft und blumig zugleich.

Es ist noch nicht die Zeit des Hochsommers. Aber der erste Frühling ist schon vorüber. Die Sonne ist voll junger Kraft, und der Erdboden scheint zu schwellen von Fruchtbarkeit. Irgendwo, verborgen im Grün der Felder und der leise flirrenden Luft, wird eine Sense gestrichen. . . Hinter den Feldern aber dehnt sich das Moor, unwegsam, dunkel, fast drohend. Darüber eine Gewitterwand, hinter der der Donnerhund knurrt. Aber dir zu Häupten strahlt noch der Himmel, überwältigend in seiner blauen Tiefe, in der sich, trunken von Liebesinbrunst, eine Lerche vergessen hat. Vor dem nächsten Hause an der Straße hält ein Knecht mit einer



jungen Kuh, die aus langgestrecktem Halse aufgeregt in die dörfliche Stille brüllt, und soeben öffnet der Bauer die Stalltür, den Stier herauszulassen. Vom Schulhause dringt aus geöffneten Fenstern ein Kinderlied über die Straße. „Wer recht in Freuden wandern will“ . . .

Nimm das alles zusammen, so hast du eine Vorstellung von dem Wesenhaften in ihm, in August Hinrichs. Nicht, daß er Landschaften schilderte. Er hat es immer nur mit dem Menschen zu tun, dem Menschen in seiner Leidenschaft, seinen Trieben, seinem unbändigen Drange zum Leben, zur Arbeit, zur Selbsterfüllung.

Aber sein Gemüt ist so warm wie der junge Sommertag, seine Kraft so erdhaft und erdgebunden wie der Stamm einer jungen Eiche und so animalisch wie der Geruch eines jungen Kindes. Und zu all dem kommt zuweilen eine verhaltene Zartheit der Empfindung, wie der Geruch von Heu über sonnigen Wiesen.

Ich merke erst jetzt, ich hätte das alles mit einem Worte haben können: frisch gebackenes Schwarzbrot. Das ist August Hinrichs. So würzig im Geruch, so kräftig und gebräunt in seiner Farbe, so kernig im Geschmack.

Das macht: es ist Erdhaftes in ihm. Er steht wie ein Baum in seinem Gelände, die Wurzeln seines Wesens tief im Boden der Heimat verankert, die ihn gebär.

So sind auch seine Menschen. Sie sind sinnenfreudig, kräftig, voll Energie, von animalischem Leben erfüllt. Ungebrochener Wille erfüllt sie, Wille zur Freiheit, Streben zur Höhe. Seine Helden wollen wirken und schaffen. Alle stehen im Kampfe, wollen sich behaupten, so oder so. Er kämpfen sich ihr Glück mit Nägeln und Klauen. Können sich festbeißen in etwas, in eine Idee, einen Gedanken. Aber selten geht dieser Kampf um eine höhere Idee, um eines der großen Ziele der Menschheit. Sie haben nichts Metaphysisches, möchte ich sagen. Sie sind zu erdgebunden dafür, stehen sozusagen in einem engen Kreise. Sie kämpfen um ihre Existenz, ihre Scholle, den Boden der Heimat, kämpfen um ein Weib, um Haus und Herd. Sie sind, als hätten sie sich im letzten Winkel ihrer Seele einen Rest vom Urmenschen bewahrt. Sie können herrisch sein bis zur Gewalttat, kämpfen mit dem Gegner, wenn es sein muß, mit der Faust, und mit ihnen schrickt ihr Dichter nicht vor einer Gewalttat zurück. (Am Schluß der „Marie“ wird der Bauer niedergewürgt, brutal erschlagen.) Schon in der Jugend haben sie den Ernst des Menschen, der etwas will, der dunkel über einem Ziele brütet. Aber sie können auch heiter sein, harmlos und gutmütig wie Kinder. Ihre Augen sind blau, ihre Gestalten meist hoch und voller Kraft in der Bewegung. So liebt er sie am tiefsten, und so



stattet er sie aus. Aber er läßt ihnen doch im letzten Grunde nicht ganz ihren eigenen Willen. Kennt nicht das ruhige, gelassene Zuschauen des Schöpfers seinem Werke gegenüber, der seinen Gestalten nur zusieht und in seinem Werke nur darstellt, was sie völlig aus sich heraus tun. Hinrichs Menschen gehen ihre Wege wohl, streiten und kämpfen, leiden und freuen sich, jauchzen und trauern wie wir alle, aber zuletzt ist es doch der heimlich schaffende Wille des Dichters, der sie bewegt. Das ist sein Vorzug und seine Schwäche.

Es gibt keinen treueren Freund, keinen verlässlicheren Menschen als ihn, der diese Gestalten schuf. Er hat die Heiterkeit des Menschen, der sein Werk tut mit der Sicherheit eines Mannes, der weiß, was er anfaßt, gerät. Die tiefe seelische Qual des schöpferischen Menschen, der allem, was er schafft, das Ungenügen anmerkt, sich selber und seinem Werke nie genug tun kann und, in tiefster Seele gepeinigt, sich selber und seinem Werke zuschaut, scheint er nicht zu kennen. (Nur daß ihm mal bei der Aufgabe, die er sich gestellt, ein Seufzer überkommt über die Mühe des Gestaltens und das schrittweise Erkämpfen des gesteckten Zieles.) Schaffen ist ihm nur höchste Lust. Die Tragik, die damit verbunden ist, empfindet er kaum. Um so ungebrochener ist sein Instinkt. Darum ist er der geborene Dichter des Erfolges, der ihm gleich bei seinem ersten größeren Roman wie eine selbstverständliche Erfüllung zuteil wurde. Sein neuester Roman, der demnächst in „Niedersachsen“ zu erscheinen beginnen wird, wird seine ersten Erfolge noch um ein Beträchtliches erweitern. Und bei all dem ist er — erst in der Mitte der Vierziger — noch in seinen Anfängen. Das Schönste und Größte wird erst noch kommen.

Sein Blick ist hell, seine Kraft ungebrochen, sein Sinn gerade, sein Herz ehrlich und warm — ob er hochdeutsch schreibt oder zuweilen plattdeutsch gestaltet — (man merke auf seine plattdeutsche Ballade in der „Schatzkammer“), er vergreift sich nicht leicht. Er kann ernst sein und lächeln, heiter und kindhaft, und wenn sein Weg auch nicht durch Abgründe führt und die Hitze eines Kraters nicht in seinem Herzen kocht — es ist Verlaß auf ihn, immer.

Glück auf, mein Freund!

#### IV.

### Friedrich Lindemann

Die Unkundigen, und dazu gehören mehr, als sich dazu rechnen, meinen gewöhnlich, daß alle dichterische Kunst aus innerer Not und Bedrängnis, aus einer Expansion der Empfindung entstünde,



die sich in Sprache und Gestaltung Ausdruck und Erleichterung schaffen muß.

Aber das ist nur einer der Wege, die zur Kunst führen. Es gibt auch ein Kunstwollen, das dem Spieltrieb des Kindes verwandt ist. Die schöpferische Phantasie erschafft sich eine Welt, um sich zu betätigen.

Ein dritter Weg ist die Freude am Wort, seinem Rhythmus und Klang, seinem lautmalerischen Reiz, seinem plastischen Gehalt.

Im dichterischen Menschen laufen diese Wege nebeneinander her, berühren sich und kreuzen einander. Aber wesentlich ist, welchen der Wege er vornehmlich verfolgt.

Ich habe sie selten so klar nebeneinander gesehen wie bei Friedrich Lindemann.

Er schreibt schon als Schüler. Kommt eines Tages, jung wie ein Maifisch, und legt mir erste Novellen vor. Erstlingsarbeiten aus junger, schmerzhaft erregter Phantasie, schon bildkräftig und gewollt. Aber Vorbilder hängen ihm noch an, bestimmen und leiten ihn, ohne daß er seine Abhängigkeit recht merkt.

Ich lächle in solchen Fällen nicht.

Lange Jahre sind heute darüber hin. Der Krieg brach aus, und in dem Maelstrom ungeheuren Geschehens verliere ich ihn aus dem Auge, vergesse ihn.

Wann die Stunde inneren Erwachens, selbständigen Sehens und Gestaltens für ihn kam, weiß ich nicht.

Aber eines Tages entdeckt er den Klangreiz des Plattdeutschen, ist wie berauscht von seiner Wucht und Stärke, von seiner Kraft und Fülle, von der Musik, die in dieser Sprache schwingt, der Einfachheit seines Ausdrucks, dem Ungebrochenen seiner sinnlichen Anschauungskraft.

Mit einem Sprung verläßt er den bisherigen Pfad, beginnt plattdeutsch zu schreiben, ganz erfüllt von neuen Zielen und Aufgaben. Denn er hat nicht etwa für die verlassenen Vorbilder neue eingetauscht, für Storm etwa Groth — er hat das Plattdeutsch für sich neu entdeckt, sieht ein ganz neues Mittel, sich auszudrücken, wie einer, der zu zeichnen versuchte, und dem doch jede Linie auf dem Papier zu kraftlos war, und der nun plötzlich in Holzplatte und Stichel sein Material und Werkzeug findet. . .

Die Heimat ist ihm schon früher aufgegangen, ist ihm von Anfang an Ausgangspunkt gewesen. Nie hat er einen „Brutus“ geschrieben, nie einen „Konradin“. Mit seltenem Instinkt wählte er schon in seinen ersten Versuchen seine heimatlische Umwelt zur Grundlage seiner jungen Darstellung.



Das nahm mich schon damals für ihn ein. Es war ein Zug zur Echtheit, zum Unverfälschten, aus eigener Anschauung Geborenen.

Lange Jahre nach unserer ersten Unterredung schlägt eines Tages sein Name wieder an mein Ohr. Ich sehe und erlebe sein „Redentiner Osterspiel“. Kraft und Klang der Sprache sind unverkennbar, beweisen den Dichter. Schon die Wahl seiner Vorlage ist entschlossener Wille: Er greift ein paar Jahrhunderte zurück — um vorwärts zu kommen. Die Stoffe der bisherigen plattdeutschen Dichtung sind ihm zu klein, zu nüchtern, zu abgebraucht, zu sehr dem Alltag entnommen. Gut für Genremaler. Ihn zieht es zum Freskogemälde, zur großen Linie, zu Schwung und Farbe, zu Pathos und Distanz. . .

Die Uebertragung des Osterspiels war ein Bekenntnis — aber doch noch ein Anlehnen.

Da kommt sein „Nobiskroog“.

Störtebecker und Lord de Rave.

Prachtvoll seine Sprache, dieses grollende, die Toten beschwörende Plattdeutsch. Ein historischer Stoff in einem Guß, der schon Höchstes verspricht.

Aber das alles ist es noch nicht, was ich sagen will. Ich faßte sein Wesen noch nicht, die letzte, den Ausdruck bestimmende Linie seines Gesichts. . .

Vielleicht ist sie darin zu erkennen: hinter allem, was er berührt, steht das Metaphysische. Möglich, daß er sich gegen den Ausdruck wehrt. Aber es ist nicht anders zu sagen.

Man lese im Herbst seinen Beitrag, den er mir für die „Schachammer“ gegeben hat, und entscheide, ob ich nicht recht habe. Gerade weil sein tiefstes Wesen daraus spricht, habe ich ihn gewählt.

„Von der Unendlichkeit“, ist er überschrieben.

Es ist weder ein philosophischer Disput noch eine mathematische Betrachtung — ein Aufflammen der Seele ist es, ein erster Ausdruck für das, was in Wirklichkeit in ihm wartet und sich offenbaren möchte, vielleicht, ohne heute noch den Weg zu sehen, den es nehmen muß. Es ist der religiöse Mensch in ihm, der ihn schon nach dem alten Osterspiele greifen und es mit der Glut der eigenen Seele erfüllen ließ, der auch seinen „Nobiskroog“ gestaltete und in Anfang und Ende seiner „Herbstschuld“ sich ein Spiegelbild schuf.

Denn nun hat er sein Plattdeutsch verlassen, ist wie vom Lande in die Stadt gezogen. Er will Zuhörer haben und Leser. Niemand ist mehr allein als ein großer plattdeutscher Dichter. In der platt-

deutschen Dichtung gilt heute nur das Genre, gelten Behaglichkeit, möglichste Wirklichkeitstreue und der Kampf um kleine Dinge. Und das wird so bleiben, solange Plattdeutsch immer nur als Mundart, nicht als Sprache gewertet und empfunden wird und es eine einheitliche Schriftsprache des Plattdeutschen nicht gibt. . .

Aber ein junges Talent will Wirkung, will Größe, will Leidenschaft, Kampf seelischer Gewalten, irdischer und himmlischer Kräfte, will Erhabenheit und Pathos der Seele und flüchtet sich darum, enttäuscht vom Plattdeutschen in die Welt des Hochdeutschen.

Lindemann ging es so. Es wird vielen ähnlich gehen.

Denn es ist Glut in ihm, und sie ist es, die entscheidet. Ohne sie ist Kunst unmöglich, nur in der Glut inneren Feuers schmilzt die Welt der Erscheinungen, um geläutert und neu gegossen wieder aus ihr hervorzugehen.

Zweimal dichtet jeder Mensch. Zuerst in seiner Kindheit, im Spiel und allem, was dem Spiel verwandt ist. Und dann, wenn die erste Liebe ihn berührt und in Flammen versetzt. Dann erlischt bei den meisten das Feuer. Aber — mit der Glut des Liebenden Jünglings ein Leben lang die Welt der Erscheinungen umfassen, macht den künstlerischen Menschen. Darum ist Kälte der Seele der Untergang jeder Kunst. Auch hier sind die Kalten unmöglich, und die Launen werden ausgespien. —

Es gibt ein Spiel von Friedrich Lindemann, das „De Weg nan Heven“ heißt. Die Doppelbedeutung des Titels in dem kleinen Drama ist charakteristisch für seinen Verfasser. Das Schlußwort unterstreicht die symbolische Bedeutung noch einmal. „De Weg nan Heven geit dör din egen Hart.“ Man könnte das Wort wie ein Motto über Friedrich Lindemanns gesamte dichterische Absichten setzen — alles: en Weg nan Heven!

## V.

### Dettmar Heinrich Sarneski

Wirklich? Gibt es noch Menschen, die sich Zeit lassen und Geduld mit sich selber haben? Ist die Unrast unserer Tage nicht zu groß, als daß ein Talent so viel Selbstzucht entfalten könnte, nicht vor der Zeit aus seiner Stille hervorzutreten?

An Heinrich Sarneski hat sich das Wunder vollzogen.

Als Schriftleiter einer der größten Zeitungen Deutschlands seit langem in ständiger Berührung mit produktiv Schaffenden, Herz und Gedanken voll eigener Pläne, mit einer rastlos schaffenden Phantasie, einer mühelos quellenden Sprache und dem unbezwingbaren Drange zu eigener schöpferischer Darstellung begabt, hat



er Jahrzehnte in Ruhe an sich gearbeitet, ehe er mit einem großen eigenen Werke an die Oeffentlichkeit trat. Nur ein Band künstlerisch bedeutungsvoller Novellen ging voraus.

Vielleicht war er seines Weges zu sicher, um sich nicht Zeit zu gönnen? Vielleicht auch, daß er von dem, was in der Stille entstand, erst selber Abstand gewinnen wollte?

Beherrschung, so oder so. Sie ist es, die sich in allem ausdrückt, was er geschaffen hat. Streng in der Linie bei aller Schmiegsamkeit der Sprache, und so gewählt im Ausdruck, daß seine Form beinahe ein wenig zu sehr gefeilt erscheinen könnte, um noch den ganzen Reiz der ersten Eingebung zu zeigen, überlegt und überlegen in der Haltung. Was er nie getan hat: sich gehenzulassen, nachlässig zu sein und gleichgültig gegen sich oder andere, zeigt sich auch deutlich in seiner Kunst. Immer weiß er sich zu beherrschen, sich zu mäßigen. Er liebt den geglätteten Marmor und eine Linie, die bei aller Bewegtheit ihren Adel bewahrt, liebt die statisch abgewogene, sicher in sich selber ruhende Komposition.

Seinem Geblüt nach gehört er dem Nordwesten. Die Vorfahren seiner Mutter waren niedersächsische Bauern, und die Landschaft seiner Heimat, in der seine Kindheitseindrücke wurzeln, ist bestimmend für ihn geblieben, trotzdem ihn seit langem das Rheinland in seinen Bann gezogen hat. In seiner Seele spiegelt sich noch immer der breite Horizont seiner niedersächsischen Heimat, rauschen noch immer die Eichen, die das Haus seiner Vorfahren beschatteten, sind die traumseligen Wolken über der ungeheuren Ebene, der er entstammt, noch heute unvergessen. Bleiben doch die Eindrücke der Kindheit in jedem Künstler die wesentlichsten und bestimmendsten.

Berührt das alles sein Bild? Es ist wohl nur die Farbe des Grundes, von der es sich abhebt.

Stelle dir einen Menschen vor, der gezwungen ist, an jedem Tage, den Gott werden läßt, dem Intellekt zu dienen, der unausgeseht zu wägen, zu betrachten, zu entscheiden, Stellung zu nehmen hat — und der sich bei all dem das unberührte Herz eines Kindes zu bewahren gewußt hat, der trotz seiner unausgesehenen Beschäftigung mit den Manuskripteingängen einer Weltzeitung immer wieder den Weg zu sich selbst zurückzufinden weiß, der dabei mit aller Hingabe seinem Berufe dient, sich immer von neuem mit Haut und Haaren vom Tage verschlingen läßt und jeden Abend, wie Jonas aus dem Bauche des Walfisches, unverfehrt wieder aus ihm hervorgeht, und der — trotz des großen Preisausschreibens seiner Zeitung, das neben Berufenen die Federn ungezählter Unberufener in Bewegung setzte — noch lebt und



wohlauf ist! (Ich hatte ihm seinerzeit, als ich von dem Preisausschreiben der „Kölnischen Zeitung“ erfuhr, einen langsamen Erstickungstod in Manuskripten prophezeit. Er hat meine Prophetenweisheit ad absurdum geführt.) Das Stahlgerüst seiner Nerven — wohl ein Erbteil seines mütterlichen Blutes — scheint unzerstörbar zu sein und weist noch nicht den geringsten Rostfleck auf. Nur, daß ihn in Stunden der Stille das ewig ruhelose Herz überwältigt, das heimlich klopfende Herz der Dichtung, die seine Seele noch in sich verschlossen trägt, die gestaltet und geboren sein möchte...

Er ist der Einzige unter den Leuten der „Kogge“, mit denen mich gemeinsam verbrachte Jugendjahre verbinden.

O, diese Zeit der ersten Frühe, der ersten Verse und des ersten Aufschäumens der Empfindung, dichterischer Gesichte selig-schmerzlicher Spannungen, ahnungsvollen Bewußtwerdens des eigenen Wesens, ehrgeiziger Träume, leidenschaftlicher Freundschaften und der ersten Liebe!

Hoch oben im Dachgeschoß seines elterlichen Hauses lag sein Zimmer. Ich sehe noch heute die kleine Dachstube vor mir, so lebhaft hat sie sich meiner Erinnerung eingeprägt. Man stieg drei schmale, hohe Treppen hinauf, tappte über einen halbdunklen Bodenraum und trat dann, befreit wie ein junger Gott, in Heinrich Sarnézkis kleine Dachstube mit ihren gekalkten Wänden, einigen Bücherbrettern und einem schlichten Tannenholtztisch unter dem Erkerfenster, durch das man über die braunroten alten Ziegeldächer des ältesten Stadtteiles hinweg in den schimmernden Abendhimmel sah. Ein Blumenkasten vor dem Fenster, in welchem langgestielte Geraniensblüten im Winde schwankten, die selige Ruhe und Abgeschlossenheit vor dem Lärm des Hauses hier oben, der Abendhimmel mit seinen traumhaft ziehenden Wolken und unter einem das unübersehbare Heer der alten, verwitterten Giebel mit ihren Schornsteinen, Erkern und Dachfenstern — konnte es eine schönere Welt für uns geben? Hier schrieb er neben seinen Schülerarbeiten seine ersten Verse, die sich ihm so leicht und mühelos zu formen schienen wie seine ersten Prosaergüsse. Er brauchte den jungen Baum seiner Phantasie nur leise zu schütteln, so ging ein Schneefall von Gedichten auf ihn nieder. Aber es hat nie strengere Richter gegeben, und nur das wenigste fand Gnade vor unseren Augen, und wenn wir uns auch bis zur Siedehitze dabei erregten, uns vernichteten oder gnädig das Leben ließen — unsere Liebe zur Kunst war rein. Möchten wir auch zehnmal wie Strauchdiebe übereinander hergefallen sein, nie, daß einer der verschossenen kritischen Pfeile, so sicher sie auch zuweilen trafen, beim andern einen Stachel zurückließ. Dazu gährte und wogte es zu sehr in unseren jungen Seelen — erlebten



wir doch als heimliche, begeisterte Leser der „Gesellschaft“ den aufkommenden Sturm des jungen deutschen Naturalismus mit. Nirgends als in diesem Organ der Jüngsten veröffentlichten wir unsere ersten Poeme, notgedrungen durch Pseudonyme geschützt, es wäre uns sonst als Schüler veräußelt schlecht ergangen! — War es doch noch die Zeit, daß unser Literaturlehrer, als zufällig im Unterricht die Rede auf „die Modernen“ kam, ohne Furcht, sich unsterblich zu blamieren, von dem großen Norweger sagen mochte: Tjibsen oder Piepsen oder wie der Mensch heißt. . . Ach, für uns war die Welt der jungen Kunst ein Meer, und wir standen am Strande, vom Sturm unserer Seelen geschüttelt, und warteten auf unser Schiff. Kein Tag verging, der uns nicht in einen Schwarm neuer Ideen und Pläne stürzte. Dazu kamen die ersten Theatereindrücke. Meßthaler kam, der damals mit einem „Theater der Modernen“ durch die größeren Städte Deutschlands zog und — unerhörtes Beginnen! — naturalistische Dramen spielte, „Gespenster“, „Sodoms Ende“, „Jugend“. Wie leidenschaftlich haben wir damals das Für und Wider dieser Uebergangskunst debattiert. . . So gab uns das Leben einen viel wirkungsvolleren Literaturunterricht, als sich unsere Lehrer träumen ließen. . . Als er, dem diese Zeilen gelten, einige Zeit später bei den Festaufführungen des Rubinstein'schen „Christus“ mitwirken durfte und zum erstenmal in die Wunderwelt der Kulissen tauchte, beneidete ich ihn nicht wenig, war ich doch ein so herzlich schlechter Sänger, daß alle Kunstbegeisterung den Mangel nicht hätte ersetzen können. Aber dafür wohnte ich — mich graust es noch heute, wenn ich an die Unverfrorenheit denke — ganze 19 Jahre alt, als bestellter Kritiker und Berichterstatter der „Gesellschaft“ einer der Aufführungen bei. . . Das Heft der Zeitschrift, in der mein Bericht erschien, ist mir verloren gegangen, so daß mir der Inhalt dieses Denkmals jugendlicher Ueberhebung aus dem Gedächtnis gekommen ist. Er muß wirklich schön gewesen sein. . .

Heinrich Sarnek's Wege trennten sich dann bald von den meinen. Er verließ seine Vaterstadt und ging später zur Presse über. Nur brieflicher Verkehr mußte eine Freundschaft nähren, die in der Jugend verankert wurde. Aber sie hat standgehalten bis auf den heutigen Tag, allen Anfechtungen zum Trotz.

Ich sehe ihn lächeln, nun ich hier Dinge berühre, die in seiner Erinnerung so frisch sein werden wie in meiner, trotzdem mit den Jahren ein Meer von Erlebnissen und Eindrücken darüber hingegangen ist.

Das Leben hat ihm ein feines Lächeln geschenkt. Wer in tausend Dinge geblickt hat, täglich von neuem blicken muß, der muß sich dieses letzte Lächeln gewinnen, das wiederum nur dem



werden kann, der alle menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten, die ihm wieder und immer wieder begegnen, als menschlich, allzu menschlich empfindet, wenn nur ein wenig Milde in ihm ist. Und Milde hat Heinrich Sarnetzki, eine feine, ruhige Milde, man merkt sie jeder seiner Kritiken, seinem Wesen und allen seinen Auslassungen an. Er kann zürnen, aber lieber ist es ihm, zu versöhnen, andere untereinander, sich mit der Welt.

Vielleicht, daß sein Blick noch allzu historisch gebunden ist. Fast scheint es, als schwebte ihm als Bild seiner eigenen Entwicklung eine Universalität des Könnens vor, wie es einzelne in früheren Jahrhunderten besessen haben. Es gibt kaum einen Garten im Felde der Dichtung, durch den er nicht geschritten wäre. Aber der moderne Mensch wird selbst im Gebiete der Kunst genötigt, sich auf einen engeren Bezirk zu beschränken und nur die tiefste Saite seines Inneren erklingen zu lassen. Bei dem Uebermaß an Kunst und Dichtung kann es für den Nachgeborenen immer nur darauf ankommen, das eine zu sagen, was vor ihm keinem zu sagen gegeben ward, nach ihm keinem einzigen wieder gegeben werden wird.

Er steht auf der Höhe des Lebens. Mittag ist um ihn und die Zeit der Ernte. Wie aber auch seine Garben fallen mögen, und wie der Tag ihn mitnehmen wird — die Nacht und die Zeit der Einkehr bei sich selber werden ihn wieder und wieder zu sich selber führen, und die Worte Lynceus, des Türmers, gesprochen in der schweigenden Stille tiefer Nacht, könnten die seinen sein: „Zum Sehen geboren — zum Schauen bestellt — dem Turme geschworen — gefällt mir die Welt. — Ich blick' in die Ferne — ich seh' in der Näh' — den Mond und die Sterne — den Wald und das Reh'. — So seh' ich in allem die ewige Zier — und wie mir's gefallen — gefall' ich auch mir.“

## VI.

### Hermann Eiche

Sein Name mag ethymologisch nichts mit Eiche zu tun haben, aber jedesmal, wenn ich ihn höre, steigt das Bild dieses Baumes vor mir auf. Denn so ist er in seinem ganzen Wesen: fest und entschlossen, zäh und unnachgiebig, wie eine Eiche den Winden trotzend und dem Sturm sich entgegenstemmend.

Und so ist auch seine Sprache: brausende Stöße des Sturmwindes im Eichengeäst. Seine Sätze sind kurz, so knapp und geschlossen, daß man kaum begreift, wie es möglich war, ihnen so viel Klang und heimlich schwingenden Rhythmus mitzugeben. Denn die geschwungene Kantilene, die deutlich dem Verse verwandt ist, ist



seine Sache nicht. Dazu ist sein Temperament zu stürmisch, sein niedersächsisches Blut zu schwer. Kaum, daß er ein Andante kennt, ein Ritardando. Sein Tempo ist das Presto, das Furioso. Ein Moderato ist für ihn schon das äußerste an Mäßigung. Aber niemals, daß er dabei die Zügel aus den Händen verlore. Er ist nicht mehr jung genug, um unbeherrscht zu sein, und doch nicht alt genug, um allein das Betrachtssame zu lieben, das Beschauliche.

Immer kommt es ihm auf den Wurf des Ganzen an. Sein Stift ist die Kohle. Mit raschen Strichen wird entworfen, was ihn dichterrisch reizt und erfüllt, und nur wo ihm die Kohle an Ausdruckskraft nicht mehr genügt, greift er zum Pinsel. Aber er kann nur al fresco malen. Bewegte Massen, gärende, blickartig sich entladende Leidenschaft, verbissene, lange zurückgedrängte, in jäher Flamme aufschießende Wut, schwerterklirrender Kampf und Streit, noch im Untergang sich behauptende Treue sind seine Gegenstände.

Seine Farben sind ein brennendes Rot, ein grelles Gelb, untermischt mit einem schwärzlichen Braun. Wenn er unter den Elementen der Alten für sich zu wählen hätte, er wählte das Feuer, den stillen, Wärme spendenden Brand auf dem heimischen Herde und die alles verzehrende, zum Himmel hinaufgereckte Flamme, Brand und Rauch, Aufzucken des Blihes aus blauschwarzen Wolken — das sind seine Entsprechungen.

Wie sollte ihm da die Epik liegen? Selbst das Drama wäre ihm noch zu eng. Es bindet zu stark, engt ein, zwingt zur Anpassung an den Ort und die zeitlichen Begrenzungen der Bühne. Was ist königlicher als die Epik, die dem gestaltenden Dichter alle Freiheiten läßt? Alles gestaltet sich ihm zu einem Heldenlied, und die Tragik im Untergang einer gerechten Sache ist sein tiefstes Motiv. Sein „Stedingen“ beruht darauf und sein „Feuer im Land“. Darum ist es auch weniger der einzelne Mensch, der ihn fesselt, als das Schicksal ganzer Völker. Nicht um die Vorgänge in der Seele des einzelnen geht es ihm. Es ist, als blicke er in die Gesamtseele eines Volkes, als schaute und gestaltete er von einem überragenden Platze aus. Was bedeutet das Schicksal eines einzelnen noch, wo das Schicksal einer ganzen Gemeinschaft auf dem Spiele steht?

Vielleicht hat ihn das Studium der Geschichte zu dieser Art des Sehens geführt, sein Auge für die offenen und heimlichen Zusammenhänge der Dinge geöffnet und ihm das Wertvollste geschenkt, was Studium zu geben vermag: Uebersicht und das Beiseitesetzen aller Einzelheiten, die diesen Blick beeinträchtigen könnten, aber stärkste Betonung aller Momente, die das Gesamtbild stützen und tragen.



Früh schon hat er begonnen zu schreiben. Schon die jugendliche Phantasie bedurfte eines Ausfalltores, und skrupellos gibt er dem inneren Drange nach. Aber dann kommt die Universität, kommt die Zeit ernstesten wissenschaftlichen Arbeitens, des sich Besinnens und des ruhigen Kräftesammelns. Erst spät — er ist längst darüber zum Manne gereift, hat das Schwabenalter schon hinter sich — bricht der lange gestaute Drang zu künstlerischer Gestaltung von neuem hervor. Und nun ist er so gut wie fertig, kennt die Schwierigkeiten des Anfängers nicht mehr, der noch mit den ersten Schwierigkeiten dichterischer Darstellung ringt: Sein Stil ist so unverrückbar geworden wie sein Wesen.

Aber in jedem Manne — und Hermann Eicke ist männlich durch und durch — ist nach Nießsches Wort ein Kind versteckt. Ganz heimlich und noch verschwiegen nach außen lebt eine Freude am Wesen des Kindes in ihm, eine scheu verborgene Zärtlichkeit, ein letztes heimliches Glücksempfinden.

Er läuft der Menge nicht nach — und doch sind seine Bücher für viele geschrieben. So einsam er sich fühlt, er ist es nicht. Die Zeit wird kommen, daß er es selber erkennt.

## VII.

Carl Lange<sup>\*)</sup>

## VIII.

Ludwig Bäte

Vielleicht hat jeder von uns eine Stunde am Tage, die unserm Wesen am tiefsten entspricht, in der die Sterne am Himmel unseres Denkens am hellsten erstrahlen und die Aspekte der Himmelskörper unserer geistigen Welt günstiger zu sein scheinen, als zu einer anderen Stunde des Tages oder der Nacht.

Für Moerike war es „die Zeit der ersten Frühe“, die Stunde, in der das noch feuchte Antlitz des jungen Tages sich aus den Schatten der Nacht erhebt und die taufrischen Locken schüttelt — für Lenau die Stunde, in der die Nacht am dunkelsten ist und die Zeit die zum Ueberlaufen volle Schale des scheidenden Tages schweigend in den Becher des kommenden gießt — für Storm das lauschige Zwieliht der Abenddämmerung — für den einen der geschäftige Vormittag, für den andern das gleichmäßig ruhige Licht des späten Nachmittags.

Für Ludwig Bäte könnte es der Mittag sein.

Der Mittag, der in sonnenüberströmter Stille über Stadt und Gärten brütet und die grünen Schatten unter den Kastanien

<sup>\*)</sup> Auf Wunsch des Herausgebers ist dieses Porträt fortgelassen und erscheint demnächst in der Zeitschrift „Niedersachsen“ (Verlag Schünemann, Bremen).



vor den Portalen grauer Schlösser noch um einen Grad dunkler erscheinen läßt, in der das Geläut der Bienen in den alten Bauerngärten vernehmlicher erklingt als zu irgendeiner anderen Stunde und der Klang der Glocke auf dem Kirchturm hallender in die heiße Stille der schweigenden Felder fällt.

Nein. Er liebt diese Stunde des Tages wohl, aber sie ist doch nicht ganz die seine.

Eher glaube ich, daß es der Abend und die Zeit der ersten Sterne ist. Der Mond hängt schwer wie eine überreife Frucht im Blau des Himmels, der Nachtwind hebt die kühlen Flügel, und alle Wälder wiegen sich im sanften Licht des Mondes, das still von fernen Himmelswiesen rieselt.

Denn nun, da der Tag schlafen ging, erwacht die Welt zu ihrem tiefsten Sein, und dort in der kleinen Stadt, wo Stille herrscht, kann nun die Stunde ihre reinste Sprache reden.

Wie still die Gassen sind. Der Marktplatz liegt, als wäre er verzaubert. Der Brunnen rauschte am Tage nicht so laut, und die alten Giebelhäuser stehen im Licht des vollen Mondes, als ragten sie mit ihren Häuptern in eine andere Welt. Und nun, weit ab, das alte Schloß, das hinter seinen Gitterstäben träumt! Wie leis der Wind an Tür und Angel rührt, wie selig still die jungen Linder im süßen Ruch der alten Gärten ruhn. . .

Das ist Ludwig Bātes Stunde.

Wenn man seine Verse liest, ist einem, als hätte ihr Dichter einen Trunk aus alten, verzauberten Quellen getan. „Brunnendunkel“ steigen Erinnerungen in ihm auf, wie Schatten aus versunkenen Welten, lechzend nach neuer Wärme, die nur aus heißem Herzen strömt, und Melodien erwachen zwischen seinen Worten, die seit einem Jahrhundert nicht mehr erklangen.

Ist es Eichendorf, der eins seiner schmerzmütigen Lieder in die helle Nacht hinaus singt? Ist es Höltys blasses, allzu früh verblichenes Gesicht, das uns zwischen den Zeilen mit müdem Lächeln grüßt? Aber Höltz hatte noch nicht das Gefühl für die Landschaft, wie sein Nachfahre. Denn die Landschaft ist es, die Ludwig Bäte vornehmlich inspiriert: Das weite Grün der wogenden Felder, der zarte Saum der Berge, die grauen Mauern alter Städte und Schlösser, der stille Zauber schlafender Mühlenteiche, der Zug der Wolken und das Sammetdunkel heimlicher Wälder. . . Und neben der Landschaft die Stimmen der Dinge: der Klang der Glocken, das Geläut der Bienen, das Brausen des Windes und das ernste Schweigen lautloser Nächte.

Und zu allem seine Freude an der Musik, an Rhythmus und Klang.



Ist es da zu verwundern, daß es der Vers war, der ihn lockte, immer wieder der Vers? Denn auch seine Prosa vermag sich noch nicht ganz vom Vers zu lösen, hängt noch an ihrem Wohlklang und dem leisen Tanzschritt ihrer schwebelichten Füße. Das Musikalische ist zu stark in ihm, als daß es sich je ganz verleugnen ließe.

Darum ist sein höchstes Entzücken, wenn irgendwo ein Komponist über seine Verse kommt und das eine oder andere seiner Gedichte durch eine Melodie beflügelt.

Dabei hat die Welt von gestern und ehigestern seine tiefste Liebe. In der Zeit der Großstädte und der Maschinen entdeckte er von neuem den Reiz der deutschen Kleinstadt, und es gibt kaum etwas Interessanteres für ihn, als in alten Kommoden und Schubladen zu kramen und alten Handschriften nachzuspüren. O selige Freude, wenn es ihm gelingt, dabei auf Briefe oder Manuskripte zu stoßen, die aus dem Kreise der von ihm verehrten Dichter früherer Jahrhunderte stammen. So hat er die Briefe von Ernestine Voß gefunden, so Stolberg nachgespürt, so Höltzys kurzes Leben in sich noch einmal durchlebt, hat Klopstock still begrüßt und Ernestines Erinnerungen an Voß, ein lange vergessenes Frauenbuch, neu herausgegeben.

Vielleicht, daß er ein wenig reichlich viel veröffentlicht. . . Liegt es im Tempo der Kleinstadt, das ihn schwerer drückt, als er sich und andern eingestekt, und Unrast und Betriebsamkeit müssen nun ersetzen, was äußerlich in seinem Leben fehlt? Denn eine Kleinstadt mag das Alter segnen, sie mag den müden, welter fahrnen Sinne Ruhe spenden und Behagen — aber sie erdrückt die Jugend allzu leicht.

Und Ludwig Bäde ist noch jung. . .

## IX.

### Paul Schuref

Es ist nicht ganz leicht, sein Gesicht zu zeichnen, so ausgesprochen und charakteristisch auch die Linien sind, die sich darin ausprägen. Aber man wird die Empfindung nicht los, daß er sich mehr vor seinen Freunden verbirgt, als er es am Ende selber weiß. Vielleicht ist es die Scham des produktiven Menschen, der sich hinter seiner objektiven Haltung verbirgt, um sich nicht mit jedem neuen Werke restloser zu entschleiern? Dazu kommt die Zurückhaltung, die seinem ganzen Wesen eigen ist, gehört er doch zu den schwer zugänglichen, verschlossenen Naturen und trägt die Schwere im Blute, die dem niederdeutschen Wesen eigentümlich ist. Und doch ist eine Heiterkeit in ihm, eine Herzlichkeit und Frische, die zuweilen alle Hemmungen in ihm sieghaft durchbricht.



Wenn er im Kreise seiner Freunde sich unterhält, hat man die Empfindung, daß er kaum die Hälfte von dem aus sich herausläßt, was er im Grunde sagen möchte. . . Aber dann muß man ihn, ganz unvermutet, einmal auflachen hören und mit Erstaunen sehen, wie offen und ungezwungen dieses Lachen ist, das wie mit einem Stoße plötzlich aus ihm hervorbricht.

Aber das Leben ist ein verzweifelt ernstes Ding, und es ist ihm wirklich nicht immer zum Lachen zumute . . . nein, bei Gott nicht. Muß man nicht sehr viel Güte in sich haben, mehr, als man nach außen hin gewöhnlich verrät um all' die Schwächen und Unvollkommenheiten rings um einen herum — die eigenen eingeschlossen! — heiteren Auges betrachten zu können?

Schurek versuchte es und schrieb seine „Stratenmusik“.

Das Stück ist, wie er selber ist: ehrlich und von ungezwungener Heiterkeit erfüllt, die kein Vorbild kennt, von einer Handlung getragen, die mit den gewählten Charakteren steht und fällt, aber auf alle Kunst des Aufbaues und der bewußten Zuspizung verzichtet. Rührend und erheiternd zugleich dieses Gewebe der kleinen und unscheinbaren Begebenheiten, die so nebensächlich und unbedeutend sind und doch zuweilen den ganzen Inhalt des Lebens der Armen ausmachen. . .

Daß er dieses Stück plattdeutsch schrieb, war für ihn ein Gebot der Ehrlichkeit und darum eine Selbstverständlichkeit. Er hätte es auch so geschrieben, wenn er nicht bereits in der plattdeutschen Dichtung heimisch gewesen wäre. Diese Menschen, aus der Bohème des Proletariats und mit den engen Hamburger Gassen so verwachsen, daß man sie sich nicht ohne sie zu denken vermag, konnten nur plattdeutsch gestaltet werden. Was ich selber einst, wie auf einem heiteren Ausfluge, in der „Hochzeit in der Pickbalge“ auf hochdeutschem Wege versuchte, ist Schurek in seiner „Stratenmusik“ auf plattdeutsch gelungen: eine Heiterkeit zu geben, die ungerufen und wie von selber aus den Dingen quillt. . .

Er produziert langsam und schwer. Jede Fingerfertigkeit fehlt ihm, und die Ideen wachsen und gestalten sich ihm nur langsam. Er ist einer von denen, die Gott sei Dank noch Zeit brauchen, Abstand und ruhiges Verweilen bei sich selber und den Problemen, die sie beschäftigen.

Man spielt seine „Stratenmusik“ mit und ohne seine Zustimmung, ohne seine Kenntnis sogar. Das ist ein Piratentum, das man nicht scharf genug verurteilen kann, aber es beweist, wie sehr er in diesem Stücke, das Leben wird, solange man plattdeutsch spielt — und vielleicht noch ein Stückchen darüber hinaus —, den Ton getroffen hat, der selbst dem Geringsten noch ver-



ständig ist. Man bemächtigt sich dieses Stückes einfach; so un-literarisch ist es, so sehr schon ein Stück Volkspoesie, herrenloses Gut, das einfach allen gehört, aus dem Boden des Volkes erwachsen und darum ihm zugehörend, wie die Pflanze im Walde dem Boden gehört, aus dem sie erwuchs.

Eine Gefahr steckt in ihm. Seine Bedachtsamkeit nähert sich mitunter der Tistelei. Die ausgetretenen Pfade der vielen vor und neben ihm zu gehen, hat er keine Neigung. So sitzt er leicht und sinniert über neue Wege. Aber nicht jeder Pfad ist eine Befreiung, und mancher führt ins Dickicht, statt auf eine Lichtung. So bleiben viele seiner Sachen noch Studien. Nicht zum Schaden ihres Autors. Auch die Dichtkunst birgt ein Stück Handwerk, das nur der Dilettant sich keine Mühe gibt, zu erlernen.

Nun ist auch er daran, dem Plattdeutschen den Rücken zu kehren.

Es ist schade darum. Die plattdeutsche Dichtung wird an ihm mehr verlieren als an vielen anderen. Wohl, er hat nicht die Kraft und Größe Boßdorfs. Der Wein, den er verschenkt, ist nicht so berauschend, nicht so gärend und wild, und seine Welt liegt dem Münsterium nicht so nahe. Aber vielleicht vermöchte er der plattdeutschen Komödie den Weg zu erschließen, zu der bisher nur Ansätze vorhanden sind.

Sein Wesen ist so betrachtsam und ruhig, daß dem scharfen Blick seines beobachtenden Auges so leicht keine Einzelheit entgeht. Ein Mensch, der beobachtet, ohne es eigentlich zu wollen, der unbewußt Berge von kleinen Erinnerungen aufhäuft und in Ruhe auf die Stunde wartet, die ihm zu den vielen Bausteinen die Idee schenkt, die alle Teile zu einem Ganzen organisch vereinigt. Man vergleiche nur, was für eine Fülle von Einzelbeobachtungen seine hochdeutsch erzählte Geschichte des Hamburger Brandes enthält.

In der Welt des Kleinbürgerlichen ist er am sichersten zu Hause, dort in der Natur, die er nicht müde wird, mit dem Rucksack zu durchstreifen.

Es war in Ernst Lichts, des niederdeutschen Liedkomponisten, Ferienhäuschen an der Ochtm bei Bremen, wo ich ihn kennenlernte, ihm zum erstenmal in seine klugen, lichten Augen blickte und eigentlich vom ersten Augenblick an Freundschaft mit ihm schloß. Ist er doch einer der Menschen, denen man einfach gut sein muß. Es gibt keinen bescheideneren, sympathischeren Menschen als ihn — einer der wenigen, die viel können und doch nicht viel Wesens von sich machen, weder vor sich noch vor anderen, einer, dem immer die Sache über den Vorteil geht, den sie ihm bringt, der der Kunst um der Kunst willen dient — mit einem Wort: eines der wertvollsten jungen Talente, die Hamburg und mit ihm Niederdeutschland besitzen.



# Gedichte und Sinnsprüche

Von C. F. W. Behl

## Herbstsonette

### I.

Noch hängt in spindeldürren Baumgerippen  
manch braunes Blatt wie letzter Glittertand  
des Karnevals. Der Sommer liegt verbrannt  
rings auf dem Rasen. Und die Gärtner schippen

ihn fort mit Schaufeln auf die schweren Karren,  
die langsam knirschend über'n Kies hinholpern.  
Drei Greise steht man matt des Weges stolpern  
und rostig hört man Gattertore knarren.

Die jungen Frauen schlendern still versonnen  
im Vorgefühle ihrer heiligen Schmerzen  
und lächeln leise selig noch der Wonnen,  
die heißer Sommer ihrem Sehnen brachte.

Den kleinen Mädchen brennen weh die Herzen;  
sie danken ihm, daß er sie wissend machte  
im bunten Scheine der Kastanienkerzen.

### II.

Nun ist dies alles wiederum verweht,  
das wilde, heiße, rote Sommerglück —  
rostbraunes Laub nur ließ der Wind zurück;  
die weite Welt liegt ringsum abgemäht.

Auf allen Wegen frösteln in den Parken  
die fahlen Blätter, die den Kies bedecken —  
ein Hund leckt gierig an den Sonnensflecken  
und auf den Teichen schaukeln leer die Barken.

Nun zittert alles vor dem großen Frieren  
und angstvoll knacken allzu dürre Aeste,  
manch einer bangt, sein Liebstes zu verlieren,  
in jungen Seelen nistet weher Schmerz.

Doch da durchjauchzt ein wildes Jubilieren  
die weite Welt — denn eines Dichters Herz  
war selig froh beim großen Lebensfeste.

## Sinnsprüche

### I.

Das sind die Kargen, die sich bang bewahren  
wie Schmuckphiolen eines Zauberweins —  
dem Reichen lauern mindere Gefahren,  
verschwendet er die Fülle seines Seins.

### II.

Die Aufgeblasenheit beklaget sich gar sehr,  
daß ihren Anspruch selbst das Größte nicht erfülle.  
Je nun — ein Hohlkopf bleibt für alle Zeiten leer,  
und blähte noch so stolz die trügerische Hülle.



## Poggenschluck und Pappenpuk

Hans Friedrich Blunck

Warum die Espe in Vaters Garten so still und friedlich steht, will ich euch gern erzählen. Aber vorher müßt ihr alle wissen, warum die andern Espen in ewiger Unruhe beben. Das kommt nämlich davon, daß in der Zeit, als die Bäume noch wie die Menschen über Land wanderten, eine alte Espe einmal ein Paar Tanzschuhe gestohlen hat. Seitdem wachsen allen jungen Espen zwei goldene Pantoffeln an den Wurzeln. Aber weil die Schuhe noch immer tanzen wollen, zittert der Baum und kann keine rechte Ruhe finden.

Aber dabei will ich nicht verweilen. Ich will von Vaters Garten erzählen, wo in der Laube der Pappenpuk wohnt, der immer leise klopft, wenn man gerade ganz heimlich zusammen sitzt, und in der großen Wassertonne der Poggenschluck, ein dicker, gefräßiger Kerl, eingebildet und diebisch. Sie sollen beide den Garten hüten, so ist es bestimmt. Aber der Dicke hält sich für zu fein und ist zu dumm und langweilig, um zu begreifen, wie wunderschön die dunklen, stillen Bäume und die einsamen Wege sind.

Eines Nachts gingen nun die beiden, Poggenschluck und Pappenpuk, wieder zusammen im Garten spazieren. Sie waren nun einmal aufeinander angewiesen und taten, als seien sie gute Nachbarn. Sie gingen den Hauptgang auf und ab — Poggenschluck ist zu dick für die Buschpfade — und schritten dabei oft bei der kleinen Espe vorüber. Und die beneidete sie und wünschte wohl auch so auf und ab wandern zu können, wie die zwei. Ihre Tanzschuhe bramten ihr an den Füßen, aber sie konnte sie ja nicht vom Boden aufheben.

Der dicke Poggenschluck langweilte sich indessen, und obschon er und der Pappenpuk getreue Wache halten sollten, trieb er allerhand Unfug im Garten. Schließlich verlangte er vom Pappenpuk, er solle bei den Bäumen um ein paar Frühäpfel betteln.

Na, Pappenpuk mußte ja auch einmal ja sagen, der andere konnte ein grober Nachbar sein. Er kletterte dem Dicken auf den Nacken und ließ sich von Baum zu Baum tragen. Bei jedem zog er auch, wenn er oben war, höflich sein schwarzes Käppchen und tat, als brächte er seine Bitte vor. Aber in Wirklichkeit flüsterte er immer rasch: „Gebt dem faulen Schlampampel nichts, er sollte sich schämen zu betteln! Findet ihr nicht auch!“ Da gaben denn die Bäume nichts her, und Pappenpuk, der Kröt, machte ein mißmutiges Gesicht und bedauerte sich und den armen Poggenschluck ungemein.

Plötzlich, als sie mitten im Rundgang waren, legte Poggenschluck die Ohren an. Er hatte einen Laut dicht hinter seinem Wasser



vernommen. Er suchte rasch zurückzuschleichen, da sah er neben der Tonne ein schwarzes Gesicht auftauchen, und während der Pappenkuk — huit — von seinem Genick auf die höchste Bohnenstange flitschte, kam ein Fremder auf den Dicken zu.

„Wer bist du?“ fragte Poggenschluck heiser, er konnte ihm nicht mehr ausweichen. Der Neue fuhr zusammen, er hatte niemand im Garten vermutet. Dann sah er sich den verrissenen Tonnenkerl von oben bis unten an und grinste.

„Was bist du denn für einer?“ entgegnete er, und als keine Antwort kam, hielt er ihm die Hand hin. „Machen wir Halbpakt?“

Der Poggenschluck dachte zwar an sein Dienstversprechen, den Garten gut zu versehen. Er schwankte noch; der Fremde grinste indessen immer breiter, so treuherzig, daß er sich gar nicht vorstellen konnte, daß so einer ein Diebsgesell sei. Der Tonnenkerl nickte deshalb, schob dem Neuen seinen fetten Arm unter, und sie machten sich zusammen auf den Weg.

Es war gerade Neumond, die Sterne hingen am Himmel, so hell wie silberne Tautropfen. Die Büsche dufteten von der Frucht der Nacht, und aus allen Wipfeln raschelten die Aepfelknechte und Birnweiber und hatten tausend Aengste um ihre Frucht.

Da kamen die beiden bei ihrem Rundgang vor die zitternde Espe. Der Pappenkuk aber, der schon vor ihnen da war, hatte der Jungfer längst allerhand über die zwei Gesellen erzählt.

„Ach bitte, liebe Herren“, hielt die Espe sie auf, „könnt Ihr mir nicht helfen?“

Der Poggenschluck riß beide Augen auf. „Liebe Herren“ hatte noch keiner zu ihm gesagt. Was denn los sei, brummte er und tat vor dem andern, als sei er's gewohnt.

„Ach, meine Schuhe drücken so“, klagte die Espe, genau, wie der Kuk es ihr vorflüsterte. „Die alten goldenen passen mir nicht, ich hätte gern solche, wie die Herren sie tragen.“

Bei dem Wort „Gold“ hatte der Fremde wie ein Rad sich umgedreht, und Poggenschluck machte es dem neuen Freund nach.

„Halbteil?“ fragte der Schwarze noch einmal. Da hatte er schon eine Schaufel in der Hand und grub wie ein Kuhlenjung unter der Espe.

Der Tonnenkerl stand ihm bei, drehte jeden Stein aus dem Loch und pruschte kurzatmig vom vielen Bücken. Aber auf einmal hatte er — was glaubt ihr — zwei goldne Pantoffeln in der Hand; die hatten auf zwei Wurzelknollen gegessen. Der Fremde griff blitzschnell nach dem linken, die beiden Diebe hielten sich an den Schultern und schlüpften jeder in einen Schuh, die auch jedem gleich wie angegossen paßten.



Da atmete die Espe tief auf, so erleichtert war sie, und Pappenpuk kriegte vor lauter Rührung einen Kuß, mit dem er nichts anfangen konnte.

Die beiden Diebe aber wären die Schuhe schon gern wieder losgewesen. Sie begannen erbärmlich zu drücken und zu brennen. Und plötzlich kam der Poggenschluck in Bewegung. Er begann zu rutschen und mußte mit den Armen wedeln, um sein Gleichgewicht zu behalten. Und der Fremde verwünschte auch alle goldenen Pantoffeln und schleifte doch mit den Beinen, wie ein Tanzlehrer, immer im Kreis um den Poggenschluck herum. Er versuchte sich an der Bank festzuhalten, stolperte und glitschte und hakte mit den Knien hinter die Bohnenpfähle. Aber die gaben nach, er mußte, heidi, wie ein Mägdelein die Beine setzen und in die Nacht hinein tanzen. Hat auch niemand wieder von ihm gehört.

Der Poggenschluck hatte sich auf den Rücken gelegt und suchte verzweifelt den Schuh von seinem kranken Bein zu ziehen; er drehte sich dabei immer um sich selbst, schlenkerte den Fuß an jedem Busch, trat in die Luft vor Schmerz und plumpste endlich, wie es ihm vom Schicksal bestimmt ist, mit dem heißen Fuß in seine Tonne zurück.

Wie er sich da zurechtgefunden hat, weiß ich nicht. Gut geht's ihm nicht, denn wenn man genau hört, kann man ihn wohl vom Grund blubbern und rummeln hören. Er dreht sich in der Tonne, reißt noch immer am engen Schuh herum und möcht' ihn gar zu gern wieder los sein. Aber bis jetzt scheint's ihm noch nicht gelungen; jeden Abend kommen alle Frösche und Kröten aus dem Garten, stellen sich im Pfuhl um die Tonne und singen ein recht freches Lied, ohne daß er Zeit hätte, sich zu wehren.

Das eine aber weiß ich: Die kleine Espe hat ihre Ruhe bekommen, und dazu freuen wir uns alle. Die Unruhe ist in die Tonne gezogen, und da hat's keinen Unschuldigen erwischt. Das meint der Pappenpuk auch, der mir die Geschichte erzählte.

## Aus Johann Gottlieb Fichtes Reden an die deutsche Nation

Endlich einmal höret, endlich einmal besinnet euch. Geht nur diesmal nicht von der Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben, und jedweder, der diese Stimme vernimmt, fasse diesen Entschluß bei sich selbst und für sich selbst, gleich als ob er allein da sei und alles allein tun müsse. Wenn recht viele einzelne so denken, so wird bald ein großes Ganzes dastehen, das in eine einzige engverbundene Kraft zusammenfließt. Wenn dagegen jedweder, sich selbst ausschließend, auf die andern hofft und den andern die Sache überläßt, so gibt es gar keine andern, und alle zusammen bleiben so, wie sie vorher waren. Fasset ihn auf der Stelle, diesen Entschluß!



## Kleist in Königsberg

Von Karl Federn

(Aus einer neuen Biographie Heinrich von Kleists, die Ende dieses Jahres im Wegweiser-Verlag in Berlin erscheint.)

Als Kleist nach seinem Zusammenbruch in Frankreich sich auf Zureden seiner Familie entschlossen hatte, das Dichten aufzugeben und Beamter zu werden, war es eine Zeitlang ungewiß, ob er als Attaché mit dem Gesandten von Gualtieri nach Madrid oder als Volontär nach Ansbach gehen sollte. Indessen ließ Hardenberg, dem der Oberst von Massenbach ihn empfohlen hatte, ihn kommen und bot ihm die Wahl, entweder sogleich eine Kanzleistellung mit 1200 Talern Gehalt anzunehmen, die ihm aber höhere Stellen verschlossen hätte, oder zunächst nach Königsberg zu gehen und bei dem damals sehr berühmten Professor Kraus Kameralwissenschaften zu hören, die den Weg zur „großen Karriere“ öffneten; gleichzeitig sollte er dort im Bureau des Kammerpräsidenten von Auerswald arbeiten, wofür ihm 600 Taler jährlicher Diäten bewilligt wurden. Er entschied sich für diesen Weg und ging im Mai 1805 nach Königsberg, und seine Schwester Ulrike folgte ihm dahin.

Kleist blieb mehr als anderthalb Jahre in Königsberg. Die befestigte Stadt am Pregel war damals noch immer eine bedeutende Handels- und Hafenstadt von über 50 000 Einwohnern mit alten, engen, in die Höhe gebauten merkwürdigen Häusern mit Dielen und Beischlägen und häufig erhöhten Innenhöfen. Auf dem breiten, belebten Wasser konnte er gerade die vielen russischen Flachskähne und Flöße mit Wohnhäuschen darauf sehen, die im Frühling von Memel herüberkamen. Er war mit der „ordinären Post“ auf dem königlichen Hofpostamt angekommen, und in der Fremdenliste der Hartung'schen Zeitung vom 5. zum 7. Mai 1805 sowie im Königsberger Intelligenzzettel ist zu lesen, daß der Leutnant von Kleist a. D. von Berlin im Hotel de Russie bei Gregoire in der Kehrwiederstraße abgestiegen ist. Später wohnte er in der Löbenicht'schen Langgasse 81, da er diese Adresse im November 1806 angibt. Das Haus steht nicht mehr. Die Bureaus, in denen er arbeiten sollte, lagen im Schloß. Am Tage nach seiner Ankunft stellte er sich dem Präsidenten v. Auerswald und dem Kammerdirektor v. Salig vor, die ihn sehr freundlich aufnahmen. Salig stellte ihn in den Bureaus vor, und schon am nächsten Tag nahm er, an einem abgesonderten Tisch mit einigen Offizieren der Garnison sitzend, zunächst als Zuhörer an einer „Sepion“ teil; wie er dies in einem Brief an Altenstein schildert. Er arbeitete anfangs in Steuerfachen. Er schreibt später, er habe sich im „Domänensach und im Sach der



Gewerksachen" ausgebildet, sein Lieblingsgegenstand sei die Einführung der Gewerbefreiheit an Stelle der Zünfte. In dem alten Universitätsgebäude, auf der Nordseite des Doms, im Kneiphof mit den stillen alten Bäumen am Fluß, wird er manchmal gewesen sein, wenn er schon seinen Lehrer Christian Jakob Kraus vermutlich in dessen Wohnung hinter der Münze hörte. Die meisten Dozenten lasen zu Hause. Der kleine, blasser, hagere alte Mann, der Freund Kants und Hamanns, war ursprünglich Professor der praktischen Philosophie gewesen, trug aber auch höhere Mathematik und seit 1790 vornehmlich Staats- und Finanzwissenschaften vor, er war einer der ersten, die durch Adam Smiths neue Gedanken beeinflusst waren und durch ihre Verbreitung selbst einen außerordentlichen Einfluß gewann. Geistreich, scharfsinnig, von ungeheurem Wissen, hatte er auch über philologische und andere Fragen gearbeitet, obgleich er schwer und ungern schrieb. Sonst ein alter Sonderling und Junggesell, kränklich, ganz seiner Arbeit lebend, war er dennoch voll Empfindung und menschlichen Wohlwollens. Er wird auch Kleist, als er sich bei ihm als Hörer meldete, mit den gewohnten Worten: „Nun, mein Schätzchen, was bringen Sie mir?“ empfangen haben. In seinen finanzwissenschaftlichen Kollegien saß meist kaum ein Duzend Hörer, aber unter ihnen die Söhne des vornehmsten preussischen Adels, Regierungsreferendare, die sich bei ihm ausbilden wollten. Er las eigentümlich, meist mit geschlossenen Augen, aber mit klarer, wohlklingender Stimme. So schildert ihn auch Kleist in jenem Brief und fügt hinzu, daß er „Gedanken wie ein reicher Mann Geld mit vollen Händen ausstreue.“ Aber in jener Vorliebe für die Gewerbefreiheit zeigt sich ohne Zweifel Kraus' Einfluß. Kleist traf ihn vermutlich auch im Hause seines Chefs, des Kammerpräsidenten von Auerwald, der mit Kraus sehr befreundet war. Hans Jacob von Auerwald, selbst ein bedeutender, hochgebildeter Mann, der Vater von Söhnen, die in der preussischen Politik noch zu Bismarcks Zeit und in Bismarcks Leben eine Rolle gespielt haben, hat Kleist oft und gerne bei sich gesehen, und Kleist war gerne in seinem Hause. Die Güte der Präsidentin, schreibt er Altenstein, sei unbeschreiblich wohlthuend für ihn gewesen. Er lernte dort auch den Schwager des Präsidenten, einen Grafen Dohna kennen; Auerwalds Schwiegersohn Theodor von Schön, den nachmaligen Minister, den Kraus einen „herrlichen Kopf“ nannte, der sehr begabt, enthusiastisch, aber auch reizbar, empfindlich und ungerecht war, in jenen bewegten Jahren manches geleistet und auch manche Schwierigkeiten „gemacht hat, muß er schon in Berlin kennengelernt haben, da auch er ihn an Auerwald empfohlen hatte. Kleist verkehrte auch bei anderen eigenartigen Menschen, wie dem Finanzrat und Dichter



Stägemann, der in der Zeit der Bewegung als Mitarbeiter des Freiherrn von Stein und auch späterhin bei der Umgestaltung und der Erneuerung Preußens sowie in der Berliner Gesellschaft eine Rolle gespielt hat. Ferner bei dem Kriegs- und Domänenrat Johann George Scheffner, der in seinen Erinnerungen Kleists und seiner klugen, „polnisch“ gesinnten Schwester gedenkt. Er fand daß Kleists Erscheinung etwas Finsteres und Sonderbares an sich hatte; „ein Fehler am Sprachorgan hätte seinem Eifer in geistreichen Unterhaltungen einen Anschein von eigensinniger Härte gegeben, die seinem Charakter wohl nicht eigen gewesen sei“. Alle aber scheinen ihm wohlgewollt zu haben, und die Beziehungen erhielten sich. Nach Berlin schrieb er eifrig Briefe, von denen nur sehr wenige auf uns gekommen sind. Im Juni las er betroffen in der Zeitung, daß Peter von Gualtieri, der Gesandte, der ihn nach Spanien hatte mitnehmen wollen, in Aranjuez plötzlich gestorben war. Vergeblich fragte er Maria von Kleist nach dem Schicksal ihres Bruders; sie übergang seine Fragen mit Stillschweigen. Man vermutete damals einen Selbstmord. Wie Varnhagen erzählt, hatte er sich durch Mangel an Vorsicht ein Fieber zugezogen, und da er grundsätzlich keinen Arzt fragte und keine Arznei nahm, war die Krankheit rasch tödlich geworden.

Einige Monate später sah er auf einem Ball in Königsberg ganz unerwartet Wilhelmine, seine frühere Verlobte, und ihre Schwester: Professor Kraus war im Herbst des Jahres nach Königsberg gekommen. Erst hielt Kleist sich zurück, dann ging er auf Louise von Zenge zu, redete sie „Goldene Schwester“ an und forderte sie zum Tanz auf. Weich und herzlich, mit vielen Selbstanklagen sprach er mit ihr und fragte sie, ob Wilhelmine ihn wohl würde wiedersehen wollen. Nun stellte Louise ihn ihrem Schwager Krug vor, der ihn einlud, sie zu besuchen, und bald war Kleist täglich bei seinen alten Freundinnen zu Gast, plauderte mit ihnen oder las ihnen vor. Man kann sich vorstellen, wie er diese Freundschaft, die von leiser Liebeserinnerung erhöht war, nicht ohne Wehmut pflegte. Ein vergoldender Schimmer lag auf der vergangenen Zeit. Irgendwie muß er gerade Lafontaines Fabel „Les deux pigeons“ gelesen haben; in leichter Bearbeitung übersetzt, wurde sie zur Fabel seines eigenen Geschicks:

„Ich auch das Herz einst eures Dichters liebte.  
Ich hätte nicht um Rom und seine Tempel,  
nicht um des Firmamentes Prachtgebäude  
des lieben Mädchens Laube hingegen!“

Aber diese Fabel las er ihnen nicht vor. Die Frauen fanden ihn stiller und ernster geworden, wenn auch voll innerer Glut wie



einst. In der That war er seit jener Krise in Frankreich völlig verändert, ein weit mehr in sich geschlossener und verschlossener Mensch; seine Briefe sind sachlicher, das jugendliche Ins-Grenzenlose-Streben und -Schweifen ist gewichen. Eines erkannten die Schwestern sehr bald, daß er mit seiner Stellung in Königsberg durchaus unzufrieden war. Und er hätte trotz Auerwalds Liebenswürdigkeit lieber in Anspach unter Altenstein gearbeitet. Davon war in Berlin gleichfalls die Rede gewesen, und er hoffte es noch, hoffte, daß die Abtretung Anspachs, das mit Cleve und anderem Gebiet gegen Hannover ausgetauscht werden sollte, nicht erfolgen würde.

Er hatte sich damals aufgegeben und als ein Besiegter das Schicksal, ein gewöhnlicher Beamter zu werden, hingenommen, das die Familie über ihn verhängt hatte. Aber ruhig nahm er es auf die Dauer nicht hin. Ulrike bekam seine schlechte Laune zu fühlen, er gibt es ihr in späteren Briefen zu, daß er heftig, wild und ungerecht gewesen sei. Und als genug Zeit vergangen und seine Seele erholt war, kam der nicht zurückzudämmende Trieb zum Schaffen wieder. In Mußestunden beschäftigte er sich mit französischer Literatur. Ob frühere oder neue Anregungen, ob der Zufall wirksam war, als er sich in Molières „Amphitryon“ vertiefte, ob er das Lustspiel erst übersetzen wollte und es sich ihm unter der Feder verwandelte, oder ob er sogleich an eine Bearbeitung dachte, wissen wir nicht. Er griff den Scherz und das Possenhafte darin lebhaft auf und gestaltete es noch kerniger und blutvoller. Im Wesen änderte er auf diesem Plane nichts; aber als er sich in die Gestalten versenkte, die die eigentlichen Träger des dramatischen Spieles sind, vermochte er in ihrem Schicksal nichts Scherzhafte zu finden, sondern tiefe Seelenqual und tragische Verwirrung, und aus Molières feiner höfischen Komödie, die die Seelen nur streift, wurde ein ganz eigenartiges Lustspiel, das man ebensogut eine Tragödie nennen könnte. Nichts ist für Kleists innige, tief empfindende und zugleich quälerische Natur kennzeichnender als diese Umwandlung, die der Vorgang in seinem Geist erfuhr. Auch der Gott ward bei ihm ein anderer. Jupiter erschien ihm weder als der zeugungsfrohe, mächtige Naturgeist der Antike, noch als der frivole und unbekümmerte große Herr von Versailles; er ward zum allgegenwärtigen Weltgeist seines Jahrhunderts, der allzumenschlich Einsamkeit und Sehnsucht empfindet. Durch diese Wandlungen der einzelnen Teile ward aber das Ganze gleichsam aus den Fugen gerissen, und es entstand ein starkes und doch fragwürdiges Stück, in trefflicher Komik der Einkleidung und tief ergreifenden, ernstesten Szenen eines geheimnisvollen Ehedramas mit süßen und verheerenden Wirrungen ein Stück, das schon durch die glänzend dahinfließenden Verse und



das dramatische Leben entzückt und doch am Schlusse irgendwie eine unbefriedigte Empfindung zurückläßt. Das doppelte Gesicht des Lebens und gerade die Verwirrung der Gefühle hatte Kleist angezogen und zur Darstellung gereizt.

Sobald er einmal zu arbeiten angefangen hatte, arbeitete er auch wieder mit der gleichen selbstzerstörenden Intensität fort. Sein Geist war wieder von derselben drängenden Fruchtbarkeit erfüllt, wie als er in der Schweiz zum erstenmal ans Schreiben gegangen war. Er nahm die früheren Pläne wieder vor, und im August des folgenden Jahres konnte er an Maria von Kleist den in dessen vollendeten „Zerbrochnen Krug“ schicken, den er in der Schweiz entworfen und begonnen hatte. An der niederländischen Szene auf dem Gemälde, das in Ischokkes Haus an der Wand hing, hatte er damals sogleich mit seiner lebendigen Phantasie zu arbeiten begonnen und die Umrisse einer Geschichte daraus und dazu entwickelt, die ersten Szenen ausgeführt. Nun gestaltete er aus dem Reichtum seiner aufgespeicherten Anschauungen, Erinnerungen aus der Umgegend Frankfurts und Potsdams die zwar mit niederländischem Rankenwerk verbrämte, aber im Wesen durchaus märkische Dorfwelt dieses derben, blutreichen Lustspiels, dem in der deutschen Literatur nicht eines an die Seite zu stellen ist. Keines seiner Stücke beweist den Reichtum und die Vielseitigkeit seiner Begabung wie dieses. Er selbst hat es später nicht so hoch eingeschätzt, es in einem Brief als „nach Teniers gearbeitet von einem, der sonst lieber dem göttlichen Raphael nachstrebe“, bezeichnet; was ihm ernster war, was ihn feierlicher und tiefer bewegte, schien ihm darum künstlerisch höher zu stehen in Folge einer häufigen Selbsttäuschung, die sogar Dichter, die nur für die komische Seite des Lebens Begabung hatten, wie Molière, wie Fritz Reuter, sich immer wieder im Tragischen versuchen und darin ihr Höchstes suchen ließ.

Wunderbar ist es, daß Kleist in dieser mühseligen und beladenen Zeit in Königsberg dieses derb-fröhliche Stück schrieb; vielleicht war er noch vom „Amphitryon“ her im Zuge, durch Molière in die Stimmungen einer mit heiterer Satire gesehenen Welt festgehalten, vielleicht war ihm gerade, wenn er in der nordischen Stadt in seinem einsamen Zimmer vor der Lampe saß, die Flucht in diese Welt erlösend. Er hat dort auch ganz anderen Stimmungen Ausdruck gegeben und ganz andere Gestalten und Welten gezeigt. In einer alten Chronik des Peter Haffitz, auf die ihn Pful aufmerksam gemacht haben soll, fand er die Geschichte des Berliner Kaufmanns Hans Kohlhaase, die er zu seinem „Michael Kohlhaas“ verarbeitete, dessen erster Teil in Königsberg entstand. Zwei



weitere Erzählungen, „Das Erdbeben in Chili“ und „Der Findling“, wurden begonnen und vollendet. Es ist auffällig, wie sich die Stoffe ihm plötzlich in der neuen Form der Erzählung entwickelten, und wie düstere Stoffe er bearbeitete. Eine ungeheuerliche und ungerechte Welt stellte er dar, und in nichts vermochte er sich so hineinzuversetzen wie in die empörte Empfindung des verletzten Rechts und in die furchtbaren Gefühle befriedigter Rache. Leidenschaftliche Vorgänge und eigenartige, tief ausgewählte Menschen schilderte er in einer ebenso eigenartigen knappen, zusammengeprägten Sprache, die mit eherner Gelassenheit das Furchtbarste erzählt. Diese Sprache kennt keine Flickwerke, keine überflüssigen Betrachtungen, keine inhaltsarmen Verbindungsätze: jedes Wort ist unentbehrlich, jeder Satz mit suggestiver Kraft gewählt und geformt, lebendigste Anschauung in die Seele des Lesers zu tragen. In Königsberg verfaßte er auch einen an Rühle von Lilienstern gerichteten Aufsatz „Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“, der unvollendet blieb, aber dessen Bruchstück, lebhaft und in sehr persönlichem Ton geschrieben, uns viel über ihn selbst und seine Arbeitsweise verrät. Seine durchaus fürs Dramatische angelegte Begabung und Geistesart zeigt sich darin. Die zahlreichen Beispiele aus französischer Literatur, vornehmlich aus Molière und Lafontaine, die er enthält, bestätigen, was wir von seiner damaligen Beschäftigung wissen. Schon hatte er auch ein neues Trauerspiel, die „Penthesilea“, begonnen. Sein Beruf war ihm wieder unzweifelhaft klar geworden, aber es war noch nicht wieder die gleiche Freude wie einst. Die Guiskard-Niederlage war noch nicht verwunden. „So lange das Leben dauert“, schrieb er im August 1806 an Rühle, „werde ich jetzt Trauerspiele und Lustspiele schreiben“ . . . aber er fügt auch, da er ihn um sein Urteil über den „Zerbrochnen Krug“ bittet, hinzu: „Meine Vorstellung von meiner Fähigkeit ist nur noch der Schatten von jener ehemaligen in Dresden“, . . . „wäre ich zu etwas anderem brauchbar, so würde ich es von Herzen gern ergreifen: ich dicke bloß, weil ich es nicht lassen kann“.

Sechsviertel Jahre war er im Amt gewesen; nun hatte er wieder genug davon und streifte alle Fesseln ab, auf alle Gefahr. Schon am 10. Juli hatte er Herrn von Auerswald um Urlaub gebeten, wegen Kränklichkeit, und ersucht, ihn von allen Arbeiten zu dispensieren, und sich zugleich an Altenstein in Berlin mit der Bitte um gänzliche Entlassung gewendet. Auch Altenstein, der „nicht wußte, wie das zusammenhing“, bewilligte ihm nur einen Urlaub, und Kleist nahm ihn an, um die Sache „sanfter“ zu lösen, war aber entschlossen, nicht in den Staatsdienst zurückzukehren. Damit ver-



lor er seine Diäten. Aber er hoffte sich durch „seine dramatischen Arbeiten zu ernähren“; er glaubte, „alle drei bis vier Monate ein solches Stück“ — wie den „Zerbrochenen Krug“ — schreiben und für jedes doch mindestens eine Einnahme von 40 Louisdor ansetzen zu können. Diese kärgliche Rechnung brauchte, hätten nur die Dinge sich einigermaßen günstig entwickelt, keine Illusion zu sein, aber der Plan an sich war der bedenklichste Raubbau an der eigenen Kraft. Die schonungslose Arbeit so vieler Jahre trug bereits ihre Folgen. Die Kränklichkeit, mit der er den Urlaub begründete, war kein bloßer Vorwand gewesen; er litt an Kopfschmerzen und Verdauungsbeschwerden, die kein Ende nahmen, fieberte oft; im Sommer ging er für fünf Wochen nach Pillau ins Seebad, war aber zumeist bettlägerig und konnte kaum fünf- oder sechsmal ins Meer steigen. „Mein Nervensystem ist zerstört“, schrieb er im Oktober an Ulrike, die im Sommer nach Schorin in Pommern zu ihrer Schwester Friderike von Stojentin gefahren war, „ich leide an Verstopfungen und Beängstigungen und muß unter drei Tage immer zwei das Bett hüten.“ Jedes Nervensystem mußte solcher Arbeit erliegen.

Indessen hatte sich während dieses für ihn so fruchtbaren Jahres die Welt um ihn völlig verändert. Ereignisse waren eingetreten, die für sein ferneres Schicksal wie für seine geistige Entwicklung bestimmend wurden. Alles, was ihn bisher betroffen, waren innere Vorgänge, Katastrophen und Tragödien in seiner Seele gewesen. Er war ganz mit sich beschäftigt oder von sittlichen und geistigen Problemen erregt. Von den historischen Ereignissen der vergangenen Jahrzehnte, von den politischen Strömungen in Preußen, seit dem Tode Friedrichs II., den wechselnden und oft verhängnisvollen Einflüssen am Hof und in der Regierung seiner beiden Nachfolger, aber auch von den größeren Vorgängen in der Ferne, von der französischen Revolution und ihren Nachwirkungen, von denen er doch täglich so unendlich viel hätte hören und lesen müssen, finden wir in den erhaltenen Jugendbriefen kein Wort; von Napoleons Kriegen und Siegen Andeutungen erst in der Schweiz, wo sie ihn selbst berührten. Von der kosmopolitischen Strömung des achtzehnten Jahrhunderts war er genug erfüllt gewesen, um den Staat als solchen nicht hoch anzusehen; der Gedanke, in fremde Dienste zu treten, sich einen andern König zu suchen, wie er einmal sagt, lag ihm so nahe wie irgendeinem Edelmann jener Tage. — Nun bewirkte das Unheil, das von Frankreich her über Deutschland hereinbrach, in ihm, wie in so vielen andern Menschen jener Zeit eine vollkommene seelische Umstellung. Die fühlbare, erkennbare Bedrohung Preußens beschäftigte ihn zunächst, und das erste politische



Urteil, das er darüber ausspricht, war von genialer Erkenntnis. In einem Brief, den er Ende 1805 an Rühle richtete, findet er die Haltung der preußischen Regierung unbegreiflich. Viele, die die Gefahr erkannten, wünschten damals, daß Preußen, dem großen Plan Pitts entsprechend, sofort an Oesterreichs und Rußlands Seite trete. Hardenberg war gegen Frankreich, bei Hof Prinz Louis Ferdinand für den Krieg. Rüchel hatte dem König einen Plan vorgelegt, Napoleon in den Rücken zu fallen. Stein war 1804 als Struensees Nachfolger Finanzminister geworden. Auch auf ihn richteten sich viele Hoffnungen; er soll, wie Schön sagt, erklärt haben, daß man finanziell ganz unvorbereitet sei. Selbst Lucchesini hatte Napoleons Gefährlichkeit nicht verkannt und mußte nachmals, weil er sie in Berichten nicht verheltete, die aufgefangen wurden, Paris verlassen. Lombard, der in einer Sondermission nach Paris gekommen war, hatte sich durch Napoleons Liebenswürdigkeit betören lassen. Haugwitz, wenn Steins furchtbare Denkschrift gegen ihn und die Kabinettsräte vielleicht zu scharf ist, war der Lage in keiner Weise gewachsen. In der uneinheitlichen, auseinanderfallenden Regierung und ebenso beim König war weder Kraft noch Entschiedenheit; die Bedenken und Intrigen von und nach Ost, Süd und West hielten einander die Wage. Kleist fragt Rühle, ob er nicht gleich ihm glaube, daß die Franzosen die preußische Armee noch in diesem Winter angreifen werden, wenn diese drohend „an der Pforte ihres Rückzuges aus Oesterreich stünde?“ Wie könne man dem Außerordentlichen mit „einer so gemeinen und alltäglichen Reaktion begegnen?“ Die österreichische Armee unter Mack bei Ulm zu umfassen, waren die Marschälle Marmont und Bernadotte, die Neutralität Preußens mißachtend, durch Ansbach marschiert. Die Folge war große Aufregung am Hofe; Kaiser Alexander kam nach Berlin, die berühmte nächtliche Zusammenkunft der Monarchen am Grabe Friedrichs des Großen in Potsdam erfolgte; in Berlin fanden auf den Straßen und im Theater bei einer Aufführung von „Wallensteins Lager“ laute Demonstrationen statt. Aber es blieb bei Demonstrationen. Napoleons Vertretern wurden drohende Noten überreicht, mit den Russen eine Konvention abgeschlossen und ihnen der Durchmarsch durch Schlesien gestattet; preußische Truppen rückten vor das von den Franzosen besetzte Hameln, aber jeder Angriff wurde ihnen verwehrt. Napoleon wurde nicht geschwächt, nur gereizt und erbittert. Kleist hatte sofort erkannt, daß es um Sein oder Nichtsein ging und daß halbe Maßregeln verderblich sein mußten. Er erkannte, daß Napoleon ganz Europa unter französische Vorherrschaft bringen, ein System neuer Dynastien schaffen wollte. Er begriff nicht, daß der König, wenn es am Gelde



fehlte, nicht das Beispiel gab, indem er all sein Gold und Silbergeschirr zu Münze prägen ließ. In seiner Seele hatte nichts Halbes Raum. „Daß wir 1805 nicht die Gelegenheit ergriffen, um Frankreichs Ueberlegenheit brechen zu helfen, war eine ausgezeichnete Dummheit; nachdrücklich und bis zum letzten Hauch hätten wir gegen Napoleon kämpfen sollen“, schrieb Bismarck 1857 an Leopold von Gerlach; genau das, was Kleist sogleich erkannt und gesagt hatte.

Die Ereignisse waren rasch weiter gegangen: im November wurde die Schlacht von Austerlitz geschlagen, zu Weihnachten der Preßburger Frieden geschlossen. Haugwitz, der in Napoleons Hauptquartier gereist war, brachte einen Vertrag mit, der Preußen für Cleve, Ansbach, Bayreuth und Neuschätel Hannover gab, was den Bruch mit England zur Folge hatte. Hardenberg mußte zurücktreten. Die überlegene französische Diplomatie schob die unfähige preußische nach ihrem Willen. Im folgenden Jahre wurde der Rheinbund gegründet und die ersten Napoleonischen Dynastien geschaffen, wie Kleist es vorausgesehen hatte, während von preußischer Seite wieder eine Reihe falscher, halber und ungeschickter Schritte getan wurde; eine ganze Folge von Demütigungen wurde hingenommen, eine ganze Reihe von Gelegenheiten versäumt, bis im Oktober 1806 ein beleidigendes Ultimatum an Napoleon gerichtet wurde. Acht Tage später erlag die preußische Armee der genialen Strategie Napoleons und der neuen französischen Tirailleur-Taktik bei Jena. Die kopflose und schimpfliche Uebergabe der Festungen Prenzlau, Hameln, Küstrin, Stettin und Magdeburg folgten eine nach der andern. Wütend über die Uebergabe, prügeln Soldaten ihre Offiziere, Offiziere ihren Kommandeur. Damals schrieb Achim von Arnim die klugen Worte, daß „ohne innere höhere Staatsentwicklung kein glücklicher Krieg möglich sei“ . . . „Die Soldaten hungern und haben unfähige Fürsten zu Anführern!“ Berlin wurde schon zehn Tage nach der Schlacht von den Franzosen besetzt; der Hof und die Regierung war nach Königsberg geflüchtet. Durch einen vernichtenden Schlag war Preußen aus seinem alten Stolz zu Boden geworfen, die Menschen überall betroffen, verzweifelt, erbittert oder haltlos verwirrt, und die feindlichen Heeresströme ergossen sich über das Land, brandschatzten die Städte und wälzten sich ostwärts weiter.

Königsberg ward überfüllt vom Hofstaat, Beamten, Offizieren, Truppen. Dort sammelten sich, wie Merkel schreibt, „die Ueberbleibsel fast aller Regimenter der zersprengten Armee“. Wieder wissen wir nicht, wie weit Kleist davon berührt wurde. Er war um seine Freunde Pfuel und Rühle, um seinen Vetter Pannwitz, seinen Bruder Leopold besorgt gewesen, die alle bei der Armee standen. Alle lebten. Pfuel war in entsetzlicher Verfürung vom



Schlachtfeld weg durch die Straßen Magdeburgs gesprengt und bis Nennhausen zu Fouqué geritten, hatte sich dort zusammengerafft, war dann zu Blüchers Truppen gestoßen und hatte sich in Lübeck nach Königsberg eingeschifft. Auch seinen alten Freund Brause sah Kleist mit „größter Freude“ wieder. Welche Begegnungen und Gespräche er sonst hatte, wissen wir nicht. Sichte, Arnim, Theodor von Schön und viele andere bedeutende Männer waren nach Königsberg gekommen, verkehrten in Häusern, in denen auch er verkehrte, und wenn er auch, wie er selbst versichert, in Königsberg sehr einsam gelebt hat, muß manches vorgefallen sein, was auch für ihn Bedeutung hatte; aber es ist alles in Dunkel gehüllt: nur zwei oder drei Briefe an Ulriken in Schorin aus dieser Zeit sind erhalten, in denen er auch von Vorgängen am Hofe spricht, Kalkreuths Verabschiedung, Rüchels neue Stellung erwähnt, der Königin mit Bewunderung gedenkt. Er hatte, wiewohl vergeblich, gehofft, daß auch Maria von Kleist der Königin folgen würde. Wir erfahren, daß er mit Altenstein, der gleichfalls mit nach Königsberg gekommen war, sich nun frei aussprechen konnte. Damals wird er auch den Selbstmord des Obersten Otto von Kleist, des Direktors der Kriegsakademie, erfahren haben, der ihm wohlgesinnt, der vor allem Pfuel ein väterlicher Freund gewesen war und der sich im Oktober wegen Schulden erschossen hatte.

Im Dezember begann alles aus der Stadt zu flüchten; in Königsberg und seiner Umgebung war bittere Not; in den verwüsteten Dörfern lagen „zerlumppte und trübsinnige Soldaten“. Auch Kleist dachte nicht in Königsberg zu bleiben. Aber er war zunächst wieder in größter Geldnot. Die Diäten hatte er verloren, er sah voraus, daß die Pension, die die Königin ihm ausgesetzt hatte, nun aufhören würde, und er bat Ulrike dringend, ihm wenigstens die letzten „rückständigen“ 20 Louisdor, die noch bei Maria von Kleist liegen sollten, sowie womöglich auch zehn, die sie davon Rühle geliehen hatte, zu besorgen. Darüber schrieb er am letzten Tag des Jahres 1806. Tags vorher war die Nachricht vom Siege bei Pultusk eingetroffen. Arnim schildert in einem gleichfalls am 31. Dezember geschriebenen Brief, wie der Rittmeister von Wrangel mit acht blasenden Postillonen einritt, eine zahllose hochrufende Menge füllte den Schloßplatz, der König stand mit seinen Kindern am Fenster. Am Abend war die Stadt illuminiert, überall Punschgesellschaften . . .; aber die Freude dauerte nicht lange. Kleist muß dies alles irgendwie miterlebt haben.

Endlich, Anfang Januar 1807, verließ er mit Pfuel und andern jungen Leuten, fast alle junge Offiziere, Königsberg, und sie wanderten zu Fuß durch die preußischen Länder auf Berlin zu.



## Mein Tag

Du mein Tag, der nach kaltem, trübem Sommer  
Sonne trinkt, da es rings schon leise herbstet,  
warme Sonne, daß wieder die reise Wiese  
blühet und fruchtet.

Du mein Tag, dem in junger Morgenklarheit  
alle Fernen sich hell und selig austun. —  
Spielende Kinder singen und tollern am Hange,  
froh wie im Frühling! —

Du mein Tag, da der Fuß beschwingt im Wandern  
aus der schwarzen schimmernden Waldeskühle  
gerne taucht in ruhig flutende Sonne,  
da, wo der Schnitter  
eilig werkt, die nährnde Frucht zu bergen. —  
Erntetag du auch mir! Nach kaltem Sommer  
ist noch Sonne und Wärme und Glück gekommen.  
Weilet ein Weilchen! —

Carl Meißner

## Zentrifugal

Mittelpunkt du alles Seins!  
Immer strebt' ich, dich zu fassen.  
Mitgerafft vom Drang der Massen  
nimmer ward ich mit dir eins.

Höhe du, mir unerreich!  
Wieviel Segel ich auch spannte,  
Welle warf mich stets zum Strande,  
da der Tod vom Wrackdeck geigt.

Herbert Lipp

## Gott

Du bist der Sinn,  
den niemand ausgedacht;  
du bist das Werk,  
das noch kein Arm vollbracht.  
Du bist die Schönheit  
übermenschengroß.  
Doch jede Blüte klein  
dich birgt in ihrem Schoß.

Du bist die große Stille,  
die nie ein Mensch vernahm.  
Du bist der starke Wille,  
aus dem mein Wollen kam.  
Du bist das ew'ge Werden  
und aller Dinge Kern;  
und ich — beseelte Erde —  
bin nah dir und doch — so fern!

Herbert Lipp



# Der Zauberer

Von Fritz Walther Bischoff

Man wählt am besten die Wiesenstraße, wenn man auf dem kürzesten Wege und dennoch gemächlich den alten schönen Park der Stadt erreichen will. Sie zweigt von der östlich weisenden Hauptstraße ab, besinnt sich eine Weile bei altertümlichen Landhäusern unter hold blühenden Kastanien und führt dann geraden Wegs in den stillen Park hinein. Kurz vor ihrem Ausgang ins Grüne steht in einem uralten Garten das merkwürdige Haus, von dem es wichtig ist, zu wissen, daß es bei herabgelassenen Rolläden stets verschlossen gehalten ist, worauf man schon so von ungefähr ins Nachdenken gerät, wenn man noch dazu aus dem verwucherten Garten so etwas Aehnliches wie ein verfallenes Dienergeläß, von dessen Giebel ein ausgestopfter Pferdekopf blinden Auges auf die Straße schaut, hervorlugen sieht. Also möchte es doch, dem Pferdekopfe nach, eher scheinen, als ob es ein kleines Gestüt sei, die Liebhaberei eines hier zurückgezogen und wunderbar lebenden alten reichen Mannes. Sicherlich könnte sich auch auf irgendeine Weise diese Vermutung bestätigen, obgleich der Vorübergehende niemals in dem Gehöft das Scharren eines Hufes vernimmt und kein Kutscher oder Diener zu dem Hause hinübergeht, um einem vermeintlichen Herrn die Ausfahrt zu melden. Der Garten vernimmt Ruf und Schrittklang nicht mehr, und seine Blumen blühen schon lange für sich allein. Ueber die Wege läuft hurtig auf zarten Wurzelzehenspißen das Gras, und die Klette wackelt umständlich aus der Kühle der Büsche hervor und nimmt geruhsam auf den Bosketten und Beeten Platz. Singen die Vögel? Ja, aber man sieht sie nicht. Unüberschaubar sind die uralten Wipfel ineinander verschlochten. Niemand, der über die niedrige Mauer schaut, vermöchte zu sagen, wo der wilde Garten ein Ende hat. Einen goldenen Staub webt die Vergangenheit durch die Sonnenluft und läßt seine Dickichte ferner- und näherrücken. Kein Erbe kommt und nimmt ihn zum Unterpand, und keine Erbin schmückt sich in den edlen Gemächern des stillen Hauses, von dem niemand mehr weiß, wem es gehört, obgleich manche munkeln, daß schon jahrhundertlang ein Prozeß um seine Besitznahme geführt wird. Wie dem auch sei, die Bewohner der Straße, die in Geschäften an ihm vorübergehen, nehmen vertraulich auf ihre Art Anteil an dem unaufhaltsam begonnenen Verfall, denn es ist ihnen zumeist ein Märchen ihrer Kinder und Enkel bekannt von dem Knolle, der jetzt eine Ratte ist; ja, Knolle war der Spitzname des Anführers jener Bande von Knaben, die



sich damals verschworen hatte, auf jede erkühnliche Weise abenteuerlichen Gelüsten zu frönen. Deshalb waren ihre Strümpfe meistens löcherig, herabgerutscht und nicht in Ordnung, und die stets unsauberen Hände verrieten den Drang, alles anzufassen, auch wenn es verboten war, die Finger hineinzutun. Das alte Haus hörte sie herüberjagen, lärmend an den Nachmittagen, in den alten Park hinein und hinaus. Träumerisch blinzelte es hinter seinen Rolläden hervor, es war ja verschollen für die Stadt, verfallen und unbewohnt, und das verblichene Namenschild an seinem Eingange hatte dazu beigetragen, ein sagenhaftes Leuchten um seine zerbröckelnden Wände zu spinnen. Denn wie es auch immer gekommen sein mochte, jedenfalls war eines Tages über kurz oder lang als geheimer Kinderschreck, wahrscheinlich durch abergläubische Dienstboten des Wohnviertels hervorgerufen, die Mär aufgetaucht, in diesem Hause wohne ein alter Zauberer, ein Berggeist, der aus den nahen Waldbergen aus irgendwelchen Gründen in die Stadt geflohen sei und von diesem verlassenem Hause und Garten Besitz ergriffen hätte. Ohne Zweifel, bei genügender Phantasie konnte schon das rostige Namenschild am Hauseingang ein derartiges Fabelgebilde bewirken; denn wenn man erwähnt, daß auf dem Schilde sonderlich zu lesen stand, hier wohne der Geheime Bergrat Steingeist, und wenn man sodann noch die zauberische Stille, die um das alte Haus glänzte, und den fremden, unnahbaren Duft des verwucherten Gartens mit seinem zerbröckelnden Gehöft und dem ausgestopften Pferdekopf am Giebel zu diesem merkwürdigen Namen und Titel, welcher letzterer besonders einem Berggeiste wohl anstehen kann, hinzutat, war alles gegeben, etwas kostbar, unheimlich und zauberisch erlesen zu machen mitten im Getümmel der großen Stadt. Daß es nicht immer so blieb, dafür sorgte eben jener Junge, des Spitznamens die Knolle, und, sangen des Abends die Ammen und Wärterinnen den Kindern es auch ins furchtsam nachtwärts gekehrte Gesicht: „Steingeist, der Zauberer, holt dich, wenn du nicht schläfst; Steingeist sagt es den Eltern, wenn ihr nicht artig seid!“, gerade deshalb schien es ihm angebracht zu sein, das läppische Geheimnis auf seine Art ein wenig zu lüften. Hierzu bedurfte es weiter keiner Umschweife für ihn. Was man sich ausdachte, mußte getan werden. So und nicht anders war er und stand er, kurz und dick, auf seinen ein wenig einwärts gekrümmten Beinen mit wedelnd frech abstehenden Ohren und niedrig gebuckelter Stirn. Schon am Nachmittag piff er die Bande zusammen und gab ihr, gleichgültig schauend, das waghalsige Unternehmen bekannt. Hm. Die Jungen sahen sich an



und begannen von anderem zu sprechen. Aber die Knolle ließ sie nicht locker, reihum blickte er sie herausfordernd an, doch die Jungen pfften und taten so, als ob sie gar nichts gehört hätten. Da packte die kleine Knolle die Großmannsucht, und er begann zu prahlen, daß es nur so eine Art hatte. Umständlich fing er auf seine Weise an, die Welt zu erklären. Die Geister waren dummes Zeug und dieser Steingeist insbesondere eine läppische Erfindung von schreckhaften Tanten. „Kino“, rief er, „das Ganze ist Kino und eines Manneswortes nicht wert.“ Darauf schneuzte er wie ein alter Schiffer die Nase, indem er sie mit zwei Fingern umspannte und prustend den Schleim zu Boden knallte, welchem Gebaren neidisch die andern zusahen, worauf Schleudermar, sein Nebenbuhler, ein Zehnpfennigstück in die Luft warf, um mit dem Munde es aufzufangen. Aber das Kunststück gelang ihm nicht, und die Knolle lachte höhnisch im Bewußtsein ihrer Kräfte, und Schleudermar sah sie giftig an und erklärte ihr plötzlich seine Einwilligung zu dem Abenteuer. Knolle pffte durch die Zähne, und sie maßen sich mit einem Blick, der alles ausdrückte, was sie füreinander übrig hatten. Doch das Wort war gegeben und nicht mehr zurückzunehmen, und also wurde zugleich ein Entschluß gefaßt und die andern mußten blutige Eide schwören, nichts zu verraten. So geschah es, daß der Zaubergarten und sein Geisterhaus in dieser Nacht einen Besuch erhielt, an den vor allem die Knolle denken sollte, die, aberwitzig genug, das verruchte Unternehmen angezettelt hatte und nun neben Schleudermar mit einem nagenden Gefühle im Magen zum Orte des Verderbens schritt. Dunkel und einsam lag die Straße unter den Wipfeln der Kastanien. An ihrem Ende glühte nächtig unter Gaslaternen der Park. Die große Stadt brauste irgendwo züngelnd mit Lichtreklamen, Straßenbahnen, Schlaf und Liebesseufzern zu den weißen Sommersternen. Aber hier war es ganz still. Nachtschmetterlinge taumelten um die Landhäuser, und der Wind redete ein wenig und ließ seinen Atem warnend um die großen Ohren der Knolle wehen. Schleudermar hatte einen Dolch zu sich gesteckt, den er zu Hause, der tödlichen Wirkung des Stoßes halber, mit Petroleum eingeschmiert hatte. Die Knolle schnaubte durch die Nase, und es war nicht ohne weiteres ersichtlich, ob sein hoher Mut nicht genügend Raum hinter den Rippen fand oder ob ihm aus andern Gründen die Brust zum Atmen zu eng wurde. Jedenfalls brach Schleudermar endlich das beängstigende Schweigen, weil er es für angemessen hielt, erst einmal nach der Wache Ausschau zu halten. Jedoch, während er noch das Für und Wider dieser Vorsicht in seinem klopfenden



Herzen walten ließ und auf eine Antwort wartete, tauchte schon die Einfriedigung des Gartens aus dem Dunkel und, da Knolle, wütend über sich selbst, keinen Laut von sich gab, blieb Schleudermar nichts andres übrig, als neben ihm hinüberzuklettern, wobei er den Petroleumdolph fest zwischen die Zähne geklemmt hielt.

Eine schwüle, wildduftende Luft schlug ihnen aus der Tiefe des Gartens entgegen, ein Geruch von Moder, Faulbaum und wildem Honig. Winzig standen sie unter rauschendem Gebüsch und wagten keinen Schritt in das ungestalt heranslutende Dunkel. Sicherlich lauerte Steingeist schon irgendwo da hinten bei den Wiesen, wo die grauen Nebelkühe träge im Mondlicht weideten. Ach, warum hatte sich Schleudermar mir nichts dir nichts in dieses Abenteuer gestürzt, das sie sicherlich alle beide zaubertief verschlang. Schleudermar spähte um sich und erwog Fluchtpläne, wobei er sich erinnerte, daß seine Mutter zu Hause in der Kommode einen Gebetspruch liegen hatte, der, auf eine kunstvolle Weise sprachlich geknüpft, mit immer denselben Worten für Gebrechen und Zauber aller Art Wirkung und Heilung versprach. Zusammengeknittert und vergilbt sah er ihn deutlich in der Lade liegen, nun, da es zu spät war. Langsam, als hätten sie sich verabredet, zogen sie sich nach dem ersten Schrecken auf das Haus zurück, denn ganz deutlich hatte die Knolle den Pferdekopf am Giebel des Gehöfts nicken sehen. Es mußte also schon seine Richtigkeit damit haben, daß dort das Feuerpferd des Erzzaubers eingesperrt war, ein Ungeheuer, so groß, daß es seinen Kopf zum Giebel hinausstecken mußte. Ganz untrüglich hörte die Knolle sein Schnauben und Scharren, als er neben Schleudermar geduckt mit schleichenden Mardersprüngen in den Schatten des Landhauses hinüberschnellte, um eine vorläufige Deckung vor dem Unheimlichen, Slutenden zu finden, das aus der nie geschauten Wildnis mit fremdem Duft und Laut gegen sie hervorbrach. Es war da an der Hinterfront des Hauses zu ebener Erde eine Art Gartenjaal, die Scheiben waren herausgebrochen, Efeu rankte um die Fensterkreuze, in den Scherben am Boden glitzerte der Mond. Die Knolle stieg ein. Kaum, daß Schleudermar sich verschnaust hatte, hing die Knolle schon an der Fensterbrüstung. Sollte geschehen, was da wolle, er hatte abgeschlossen, nur heran, alter Mut. Es war Kino das Ganze und eines Manneswortes nicht wert. Schleudermar fröstelte, Schleudermar bot sich an, Wache zu halten. Das war entschieden eine begreifliche Vorsicht von ihm, zumal Steingeist sicherlich im Garten war. Jawohl, man konnte auch hierbei sich tapfer erzeigen und mutig zu Hilfe eilen, wenn es überhaupt nottat. Eilig drückte er sich in eine



Schattenecke und starrte mit aufgerissenen Augen in das Dunkel, darin die Knolle verschwunden war. Es knackte von morschem Holz, dann wurde es still. Sekunden, Minuten verstrichen — Knolle kam nicht wieder. Da durchfuhr Schleudermar eine tödliche Angst. „Knolle“, rief er klappernd in der Ahnung von etwas Gräßlichem, „lieber Knolle!“ Zitternd kroch er unter das Fenster, eine feuchte Zugluft schlug ihm entgegen, ein Hauch aus Hölle und Ueberwelt rieselte in sein Genick und bog seinen Rücken krumm. Jetzt piff es schrill, drei-, vier-, fünfmal schrill und spitz im Saale, darauf gab es ein Getöse und einen splitternden Schlag, Geraschel wie von vielen huschenden Schritten, Pfeifen und Zischeln. Eine Staubwolke, schwer von verwester Luft, schlug heraus — — Schleudermar rannte schon und Steingeist saß ihm auf den Fersen. Striemend peitschte er ihn mit den Ruten der Büsche. Mit Dornen und Disteln stach er die Knöchel ihm wund. Sein Windatem hezte. Schleudermar keuchte. Vor seine strauchelnden Füße warf er Neze aus Schattengeflecht, Regenbögen von Tau, daß sie ausglitten. Mit grausamen Wurzelsäusten packte er ihn, krachend, gelächternd warf er ihn in das Feuer der Nesselgewächse, und noch auf der Mauer schlug er ihm einen Mondblick mitten in das von Grauen verzerrte Gesicht, so daß Schleudermar kopfüber auf die Straße flog.

Am andern Morgen fand man die Knolle. Man fand ihn im Keller des alten Hauses mit doppelt gebrochenen Beinen, Gesicht und Hände von Ratten zernagt. Still und blutüberströmt lag er da und blinzelte ungewiß zu der morschen Unterwölbung des Gartensaales hinauf, die zertrümmert herabhing und seinen Mut mit einem teuflischen Sturze in Steingeists Hölle belohnt hatte. Er schrie nicht, als die Männer ihn aufhoben und sein Vater, ein trunksälliger Kutscher, ihm lallend noch einen Schlag ins Gesicht zum Geleite gab. Es war da genug gewesen in einer Nacht, er hatte zu fühlen aufgehört. Als er nach einem Jahre und mehr wackelnd auf zwei Krücken aus dem Spital in die Wiesenstraße zurückkehrte, erkannte ihn niemand mehr. Spitz lag sein Kopf zwischen den vorgeschobenen Schultern. Wie eine todsuchtige Ratte schob er über das Pflaster und erkannte den Schleudermar nicht mehr, der schon Schlosser lernte und mit den Mädchen vergnügt auf die Tanzböden ging. „Steingeist hat ihn geholt“, sagten die Kindermädchen und schoben die Wagen schneller, und die Kinder wichen ihm angsterfüllt aus und begannen zu schreien, wenn er blinzelnd an ihnen vorüberschlich, mummelnd den Mund gespitzt zu schrillum Piff. Heute noch weiß es das ganze Straßenviertel, Kinder, Ammen, Enkel und Mütter, daß



in dem längst verfallenen Hause bei dem uralten Garten ein wilder Zauberer wohnt. Nur ist niemand mehr da, der seine Ruhe zu stören wagt, denn die Knolle ist ja eine Ratte geworden und wohnt seit Jahren verwirrt im Armenhaus. Ja leider, so ist es, aber der Garten blüht. Still und verwunschen glänzt er durch die Blumen- und Fruchtgezeiten der Jahre, und seine Nachtigallen singen Abend um Abend inmitten verwucherter Blumen ihren Herrn und Zauberer in den Schlaf. Geisterhaft, lockend und dunkel betörend schluchzt es hinter den moosigen Mauern hervor, wenn man des Abends im Frühling, um den alten Park der Stadt zu erreichen, still die Wiesenstraße entlanggeht.

## Gedanken

Durch das Weltall schwingt sich schwer und bang ein dumpfer Ton:  
„Vergehen — Vergehen . . .“

Durch das Weltall zittert ein jubelnder, schillernder Ton: „Erstehen —  
Erstehen . . .“

Beide verbinden sich zu uralter, heiliger Melodie, zum hohen Liede der Ewigkeit.

Aber nur Ausgewählten ist es vergönnt, dem Sphärengesang der Unendlichkeit zu lauschen.

Die Seele der Menge hört nur die Schwingungen des einzelnen Tones, und ganz umrauscht vom Ja oder Nein des Lebens, überspannt sie den Bogen ihrer Empfindung und weiß schwer das Gleichgewicht zu finden. —

Die wenigen mit dem erweiterten Gehör ahnen die Harmonie in der Disharmonie des Lebens und tragen den Funken dieser Seligkeit von Geschlecht zu Geschlecht . . .

Martha Hinz

## Gnade

Rein — aus kristallener Schale —  
gibt uns der Schöpfer das Leben;  
aus irdener Scherbe — besleckt —  
steht es dann wieder zu ihm.

Wär' er nicht gütig und groß,  
er schlüg' uns mit ewigen Qualen.

Aber er segnet uns mild,  
sind wir doch Träger des Lichts . . .

Martha Hinz



# Des Singsvogels Testament

Von Elisabeth Siewert

Es gibt Stunden, die mit andern als irdischen Beschäftigungen ausgefüllt werden müssen, damit sie nicht Schaden bringen. — Der Besitzer vom Sandhang hatte sich in seiner Art bemüht, seinem Leben Tiefgang und Breite, Glanz und Melodie zu geben. Und doch kam er zu Schaden. Sein Lebensmut erschöpfte sich und sofort scheiterte alles um ihn herum.

Er ließ eines Tages, von Unwohlsein überkommen, seinem Knecht das Einbringen der schwächlichen Hasergarben von seinem mit viel Fleiß bestellten Acker, ging in seine Stube und schleppte sich an sein Bett.

„Endlich krank, endgültig krank, Gott sei Dank!“ so begrüßte er seinen Körperzustand, warf sich in die Nacht und beobachtete, trotz seines Schwindelgefühls, das was in ihm vorging. Nur zu, mochte sein Herz kapriolen, viel besser wär's, es versagte ganz, versandet wie es war. Gut, gut, in seinem Kopf schaukelte es beträchtlich. . . . Stärker, stärker, damit er genug bekam und zu grübeln und zu peinigen aufhörte.

Auf dem Stuhl am Bett stand ein Glas, drin vertrockneten kleine Rosen. Das Trinkwasser im Trinkglas trocknete ein. So sah die Nähe aus. Von wo Blumen raffen? Von wo Trinkwasser holen?

Nicht aus dem wirren Garten, nicht von der Pumpe auf dem Hofe.

„Bald werd' ich springen, bald werd' ich trinken!“ Der Erkrankte fing um seinen letzten Atemzug zu keuchen an. Doch vor seinen Augen wurde es klarer. Das durstige, beleidigte Auge suchte die Fenster.

„Ja, Windstille, ja, ein richtiger Lichttag“, sprach es bitter und flach aus dem Lebensmüden. „Was hab' ich im Frühjahr um die Fröste und die Dürre gelitten. Was hat mir der Hagel verdorben, der Brand im Korn. . . .“ Er ließ den Blick von der Unabwendbarkeit hinter den Fensterscheiben, er wies die Vorstellungen an seine Felder fort. Von allem, was zu ihm gehörte und ihn verließ, blieb mit einem letzten dünnen Faden das Kieferngehölz auf der Höhe des Hangs mit ihm verbunden; das machte Miene, als grenze es die kümmerlichen, schweißgedüngten Aecker nach einem jungen heiligen Lande ab. Freilich, oben angekommen, war da weiter nichts zu sehen, als eine Landschaft wie man sie sonst auch sah. Doch der Himmel in den Kiefernkrönen versicherte,



daß das andere Land nahe sei und ein Geheimnis im göttlichen Plan.

Gegen solche Einflüsterungen des Gehölzes vom Sandhang erhob sich die Stube mit Geschrei und wilder Bewegung. Wirkte das, was sie wußte, nicht tödtlich? Das Zerwürfniß mit dem Vetter. Aus Gutmütigkeit hatte Ewart diesen, ihm keineswegs angenehmen oder nützlichen Mann aufgenommen. Der pochte auf seine üble Lage, widersprach, widersprach, wenn er nicht höhnisch lachte. Eine gespannte Stimmung, Verdruß. Des Sandhangbesizers Erbteil wankte. Sein Gerechtigkeitsinn, seine Hilfsbereitschaft waren nicht weit her? Dazu ernährte er einen Menschen, um sich das sagen zu lassen? Dazu gab er ihm Geld, damit der Obdachlose klagte, er nutze ihn aus?

Es kam zu einem widerlichen Auftritt, zu einem blödsinnigen sich Anlachen, einem Wortgeprügel, bis der Hausherr den ältlichen Verwandten wie einen Kreisel um sich selber drehte und zur Türe herauswarf.

Traf die unangenehme Szene mit dem Niedergang von Ewarts geistiger Spannkraft zusammen? Seine Lebenskraft zerbröckelte; seiner Arbeit, den Dingen war die Beziehung zu seiner Seelenwelt genommen. Das alles, ehe er in der Zeitung las, daß im Nachbarkreise ein Mann in den Fünzigern von mittlerer Größe, mit Vollbart, Zahnlücken, einer schiefen, großen Nase an einem Chausseebaum aufgehängt gefunden wurde; Ausweise fehlten.

Aus den Dielen der ganz unwohnlichen Stube quoll der Bodensaß des häßlichen und traurigen Geschehens. „Der Vetter war durch Mißgeschick geistesgestört. Was liegt an ihm? Möchten sich alle Geistesgestörten aufhängen“, sagte Ewart trübäugig in die verunzierte Stube blickend und sein Geist lag über der unerklärlichen grausamen Verwüstung seines Innenlebens wie der Adlervogel über dem verwesten Tier.

Starb man nicht aus Durst? Rechts auf dem Kiefernhang gab es eine dunkle Rinne, ein sonderlich rinnendes, tröpfelndes Band. Höhlte man Moos und Nadeln und Sandgrund, läuft einem die Hand voll Quellwasser, läuft voll Quellwasser. — Es klopfte. Besuch kam? O mein Himmel, die Störung warf den Seelenkranken aus dem Lechzen nach dem faden klaren Quellwasser in einen heftigen Angstzustand.

Da kam die ganze Bekanntschaft, Geselligkeit, Land und Kreisstädtchen in die Stube der Qual, nämlich Franz Kiepert, der seinen väterlichen Großgrundbesitz, über und über mit Schulden belastet, mit gepflegten Händen tänzelnd und trällernd zu halten verstand.



„Ja, wo fehlt's denn? Bist du den Vetter los? Gab es eine Szene? Hat es dich so mitgenommen?“

Der schlanke, schmal schultrige, rotbäckige und kleinnäsige junge Mann ging fragend zum Bett und trug die Meinung mit sich in Haaren und Kleidern, von seinem blühenden Menschenantlitz strömend, daß man an Seelenleiden nicht stirbt. Bewahre!

Eine neue grelle Verzweiflung zerspaltete den verwirrten Sinn des Liegenden. Gott, sein Herz, sein Kopf hatten sich ja wieder erholt. Was er für ein Narr war, zu mutmaßen, er läge hier und würde nicht wieder aufkommen. Ein Narr. Gewalt mußte angewendet werden, um dies zu endigen. . . .

Kiepert bedauerte still, daß der liebe Freund fahl und grau aussah. Zu solchem Eindruck war dieser lichtstarke, sichere und so jugendlich verliebte, ja, durch und durch verliebte Tag nicht angetan.

„Hast du in der Sonne Kopfschmerzen bekommen?“ fragte der Gast vag und lächelnd. „Dein Knecht fährt den Hafer vom verkehrten Ende ein. Gib mal deinen Puls her.“

Ohne Verständnis und ohne Geschick sagte Kiepert die schlaffe, lebensabspenstige Hand und fingerte am Gelenk herum. „Da ist gar kein Puls“, sagte er naiv. „Jedenfalls Fieber ist nicht vorhanden, sonst fände man ihn schon.“ Die abspenstige Hand fiel zurück und lag wie ein trauriges Denkmal im Sande.

Kiepert setzte sich auf einen Stuhl an's Bett. „Der Sommer hat seinen Höhepunkt sehr überschritten. . . Ich war bei Anna.“ Er blinzelte rasch und sein heller Blick blieb auf des stummen Ewart Miene scharf gerichtet. Der rückte und rührte nicht, er stöhnte und zitterte nicht, jedoch unsichtbar riß es sich aus seinem versagenden, von ihm mit Abscheu verstoßenen Leib wie ein Nebelbild, wie ein in Gewitterglorie erleuchteter Baum.

„Um es vorweg zu nehmen: die Anna hat Eindruck auf mich gemacht. Ich sah noch nie ein so stolzes Wesen, nein, besser gesagt, so ein Achtung erregendes, verständiges, vollständiges Wesen. . .“ Kiepert fühlte sich durch seinen Redeeifer auf dünnes Glatteis getrieben und fuhr um so lebhafter fort: „Es geschehen die merkwürdigsten Dinge: ich hab' noch niemals ein junges Mädchen über einen Mann so reden hören wie Anna Gamund über dich redete. Schon mehr biblisch, schon mehr ein Psalm. . . Als ich beim alten Gamund saß, erfuhr ich, daß sie das Federvieh fütterte. Da behauptete ich, ich müßte einen Schneeflockenhahn kaufen und ging in den Hühnerhof, vielmehr in ein Theater. Das schickt sich so für Anna.“ Kiepert rieb sich die Hände. „Im Hofe stand sie, einen beblätterten Zweig in den Händen; in drei Abteilungen fütterte das



Viehzeug. Von zwei Seiten fassen den Hof Gebäude ein, nach dem Garten zu eine Mauer; ein Pfau saß drauf, leider die Schwanzseite abgekehrt. Auf das Dach des Schirrhäuses setzten sich Tauben. Es war ein ganzes Reich für sich: Herrscherin, Staatsgewalt, wimmelnde Untertanen. Nein, so etwas Zauberhaftes; ich vergaß Tages- und Jahreszeit, meinen Wirtschaftskrempel, jede Sorge. Eine so prächtig glatte Luft wie über diesem Hühnerhof sah ich noch nie; zum Abend hatte sich die Sonne in einen goldenen Stoff aufgelöst, mit dem sie allen Himmel überspannte. Ich sah auch zum ersten Male Geflügel, und verstand, daß das Frauensache ist, sich damit abzugeben. Wie außerordentlich allerliebste anzusehen und lustig dazu. Als hätt' ich Bowle im Kopf, so war mir, und doch schüchtern, denn die Anna — hoho, ich sah noch nie ein so stolzes Mädchen.“

Ueberlebensgroß, endlich eine Göttergestalt, so zog es an dem Kranken vorbei; auf dem Waldhang, wohin alles Große gehörte.

„Wir kamen auf dich im Gespräch. Dein Loblied ging ungefähr so: Fleißig wie eine Biene ist er, unermüdlich wie ein Rassejagdhund, klug wie ein gesetzter, würdiger Mann. Er ist wohlthätig, ohne viel Aufwand durch sein Wesen. Heiter wie ein Maimorgen im Tau, gesund wie ein Kräftiger, der mäßig lebt und sich bewahrt. Er hilft den Nachbarn, er rät jedem, der zu ihm kommt, zum Guten, jedem, der in sein liebliches Haus kommt, auf dem hellen Hang nach Süden. Bei Bränden meidet er die Gefahr nicht, der, den ich meine; seiner Tugend und Schönheit wegen muß ihm jeder gut sein. . . . Dieses schwärmerische Mädchen! Wer so die Phantasie hat, in den goldenen Spiegel zu sehen.“ Höchste überraschend für den Sprecher feuchteten sich ihm die Augen. „Phantasie und dabei Tüchtigkeit, Gediegenheit. . . Gerade als ob ich gar nicht da wäre, schwärmte sie. . . ist doch seltsam, von einem jungen Manne! Sie tat's. Ganz blaß, ganz streng, gar nicht abzubringen. Schließlich, sie hatte das Geflügel wohl vergessen, sah aber darauf, hob sie ihr wirklich schönes, großes, wasserblaues Auge zum Goldhimmel und behielt den Mund offen. Mein Seel', es ist ein wohlgeschaffener Mund. Bis ein schwarzes Huhn aus dem Stall gegangen kam und gackelte. Sie schücherte es zurück. „Soll ich den ausgezeichneten Evert vom Sandhang grüßen?“ fragte ich in den Stall hinein. Als sie wiederkam, dachte ich: Was geschieht nun? Was bringt sie zuwege? Werden die Tauben reden und die Gänse singen? Auf meine Anfrage antwortete sie nicht. — Am Ende ist er sehr krank, es macht ja nichts Eindruck auf ihn, argwöhnte der Gast, erhob sich und beugte sich vor, um den Kranken genauer zu sehen. „So sag' doch, wo fehlt's dir?“



Evart trieb der Gram um seinen Jammerzustand dazu an, den Oberkörper zu heben; stumm und dulndend sank er zurück.

In der Pause, die jetzt eintrat, fühlte sich der Besuch wie von Ansteckung befallen. Verzweiflung und Dunkelheit drängten sich zu ihm; die Langeweile hing wie ein Laken in einer Ecke, eine dumme Hand dahinter bewegte es. Das tote Gleise zeichnete sich auf den Dielen ab, und der tote Punkt wurde zudringlich zum Sehpunkt. Und furchtbar und aufpeitschend schrien es Vögel und Geister: „Das Mädchen Anna hat das Leben in der Hand! Das Mädchen Anna hat das Leben in der Hand!“

„Leb' wohl, alter Freund, sagte Kiepert verstimmt. „Du hast glücklich kein Wort gesprochen. Aber ich habe nach dir gesehen. Sieber ist nicht vorhanden. Gute Besserung. Lebe wohler.“

Er ging, und sogleich wirkte ein Neues, das Licht gab in dem Raum: Aus goldenem Spiegel brach mit Feuerfarben ein überlebensgroßes, sprühendes Glorienbild seiner Selbst auf den Kraftberaubten ein. Eine weiße Hand, durchpulst von dem anderen, milderen, süßeren und gläubigeren Blut, hielt den Spiegel. Der Liegende bäumte auf und und riß sich entsetzt vor dem Unglück seiner Unzulänglichkeit das Hemde über der Brust auf. „Brenne mir die Augen aus, goldenes Feuerbild! Zieh mir den letzten Widerstand aus dem Lebensmark. O, wenn ich davon zu Asche würde. . . Selig . . . Verlösche Zerrbild einer zerschmetterten Mannheit. O, bittere Klage, an was zerschmettert?“

„An Geringem“, sagte das Singvögelchen und kommt herbei und wirft sich eng, heiß an die abtrünnige Brust. Einen haarfeinen, fast witzigen Schmerz will es schaffen, es krallt sich ein und pickt mit seinem Schnäbelchen drauf los, drauf los.

„Wer kommt zu mir?“ fragt der Kranke und das Glorienbild lüftet in Dunkelheit.

„Ich gehe, ehe ich gehe, komme ich zu dir.“ Das Vögelchen gräbt seine Füßchen tiefer um das halb erschlagene Herz, will inniger Schmerz geben. „Ich gehe“, wispert es, „wie Sorge ich darum, daß ich dir bleibe!“

„Das ist edel von dir, das ist wie ein Sänger tut. Ich auch hielt auf's Melodische. Das ist's ja gerade: ich kann's nicht zwingen, alles läuft durcheinander. Tod und Trauer heulen. Ich Elender geb's auf, ich kann nicht mehr leben.“

Bekümmert drängt sich's willensstarke Vögelchen dichter an das kranke Herz. „Versteh' doch“, schluchzt es. „Warum kränkst du dich. Sind wir nicht der Großmut, der Verschwendung aus der Fülle entsprungen, du und ich? Bist du nicht selber diese ganze Liebeswelt? In der einsamsten Schlucht pfeift dir der Vogel, im verlorensten



Gebüsch flötet er aus deinem Herzen. Dein Herz ist aus dem Stoff des Gesanges. — Komm' ich nicht zu dir mit meinem Testament, du arger Bruder?"

Jetzt hat's Vögelchen eine Ader geöffnet und nippt mit seinem wunderfeinen Schnäbelchen von dem kostbaren, unsinnigen, eigensinnigen Blut.

„Nur weiter“, haucht der Kranke matt, „mach mir dein Testament“

Das Vögelchen verstummt. Die Trauer lähmt es, sein welches Köpfchen sinkt auf den schrecklichen Raum der Menschenbrust. Es muß sich erraffen, es reckt die Kehle, es übt seine Stimmkunst:

Tirritit, tirritit, ziptüti, ziptüti.  
Pit, pit, tüa, tüa, tüa,  
rülle hüpp, hüpp, hüpp, tjuri, tjuri.  
Ziepa, ziepa, fiet, fiet, fiet,  
wiewitt, wiewitt . . . .

„So sang ich dir im blühenden Birnbaum hintereinander, in der rosigen, ganz blumigen Luft.“

„So gingst du mit deinem Ueberschwang gegen meine grämliche bittere überdrüssige Art an. Vergebens, in mir liegt der Stein, der zieht all' mein Hab und Gut in die Finsternis.“

„Dem grauen, feuchten Tag gab ich seine Stimme aus dem einzigen Weidenbusch, drin ich Herr war. Wuchsen da nicht die alten Gedichte aus dem Gras?“

„Ja, da wuchs doch etwas“, sagte der Sandhangbesitzer klanglos. „Klare Windschwinge umlüstete mich an jenem blauen, taureichen Glanzmorgen auf der höchsten Sprosse der Kiefer deines Hanges. Klare Windschwinge trug den Habicht über mir fort und ich, errettet, dichtete weiter. Einzigen Ton hoher Liebe gab ich dem Liedchen. Oft und oft hob ich dich mit Signalen über deinen zu engen Pfad. Deines Geistes unausdenkbare Blüte, deines Gemütes selige Ferne ist der Sinn meines Gesanges. Weißt du das? Und wie ich dir Wechsel bescherte. Da und da hin baute ich dir Gärten in den Feldern, Uebergärten in deinen Hausgarten, Berge und Burgen auf deiner Trift. Dem Kiefernwald schaffte ich die Stimme der Klage in seine Räume, den Gesang der heiligen Hoffnung. Wer stirbt vor Wonne? Ich sage dir leise: aus Seligkeit hinsterben ist rechter Tod. Frage die Lerche. Den Adler überbietend in Flugkraft, die Nachtigall im Eifer des Lobens und Triumphierens trägt sie die Seele, deine Seele wie ein Wunder aufwärts. Sandest du die tote Lerche in deiner Saat? Laß dem zertretenen Wurm sein Schicksal, ehre die Lerche, der das Herz im Lobgesang zerbrach.“

„Ja, ja, und der Stein wuchs und ich mag nicht mehr so erdrückt leben.“



„Denk an den rauhen Tag, den zugigen mit spitzer Sonne aus Blauecken in den herbstlichen grauwulstigen Wolken. Ausgekühlt, wohlgeruchberaubt die grämliche Luft, die Blätter wurden scharf und verzerrt, der Taubenkropf samt der Männertreu bog sich gekämmt; Blumen löschten aus. Für dich hab' ich gezaubert, in der alten Akazie, im Schneebeerengebüsch. Oder was öffnete dir das Plätzchen von gewaltigem Sonnenguß beströmt, köstlich in heißer Windstille, wenn nicht meine rundtönige Litanei? Nacht, dunkel, in richtigem Behagen lagst du neben einer großen, aufgeborenen Frucht am Boden auf fremdem, dichtem Grün. Aus der Frucht Leib drängte sich himbeerrotes Mark, Zimt und Honiggeruch ausbreitend, Zuckertropfen absehend. Der langsame große Schmetterling kam. Da lag mein sorgenkalter, windzerzauster Mann vom Sandhang und dachte: So will ich braun und nackt und ruhig liegen und liegen hundert Jahre lang. Wetter gibt's nicht, nur goldenen Tag und dunenwarme Nacht. O mein Gott, jetzt hab' ich Zeit zu Besinnung.“

„Ich hör' dich nicht, ich weiß dich. . . Ein paar Augenblicke wo ich mir selber wohlgefiel und Gott diente in meiner Vollständigkeit und Ergebenheit“, murmelte der Sandhangmann.

„So hab' ich dich in Traum gebracht, so hab' ich deiner Adern Traumbhut wachgeküßt“, frohlockte das Vöglein. „So, so, ich will dein Herz wie einen Nestling nehmen, den ich wärme. Nacktes, armes, lebendiges Ding. . . Hast dicke Augen und kannst nicht sehen, hast Füße und kannst nicht stehen. Was Flügel sind, weißt du nicht.“ Das Vögelchen müht sich: „Jetzt Lieber, mein Testament. Hör' es Erbe. Dir übergeb' ich mein Amt, wenn ich gehe. Heb' deine Fähigkeiten mutig an's Licht —“

„Ich soll singen wie du?“

„O, wie dumm du sprichst“, wispelt das Vöglein, drängt sich in das Herz des Liegenden und flüstert ihm den Geist seiner Botschaft zu.

— — — Ewart schlief drüber ein, als er aufwachte, hob er sich so hoch er konnte. Die Gesundheit seines Geistes, die welken fern von ihm schien, war wie der angestammte fürstliche Hausherr zurückgekehrt, fand ein geschmücktes, weiseres Herz vor und schaffte Ordnung. Ewart sah beherzt und mit ganzer Seele aufmerkend in den goldenen Spiegel.

Diesmal war Anna Gamund auf dem Bleichplatz mit drei Weibern, die ihr das Wasser zum Gießen der ungeschnittenen Leinwand und der Gardinen vom nahen, kaum fließenden Bach holten.

Die drei Weiber hatten immer nur einen Kehrreim auf den Lippen und einen Wunsch in den Augen. Wer ist der Aus-



erwählte? Das war der Kehrreim. War Anna, die die ganze Gegend anerkannte, nicht geschaffen um Braut zu sein? Sie wollten es meinen. Der Wunsch ihrer Augen aber war sehr vor- eilig, schon mehr ein Sommerwahn: In dem naßgespritzten Gras, zwischen dem Schneebenden des Leinens — nun, so groß konnte es nicht gleich sein, das Kind. . . Anna's Söhnchen trippelte geisternd auf der Wiese. Darum zuckten die drei Weiber mit den Schultern, darum blieben ihre breiten, mütterlichen Gesichter in einem sonderlichen Lachen. — Die eher zerstreute Anna achtete nicht darauf. Die Wasserträgerinnen kamen vom Bach, um ihre Eimer hinzustellen. Sie sahen hinter Annas Rücken durch die lehmfarbene Pforte im Zaun unter den Pflaumenbäumen Ewart vom Sandhang in den Garten kommen. „Da kommt Hilfe“, sagten sie. „Es ist genug geplanscht.“ Flach atmend, weil sie nicht unziem- lich kichern wollten, machten sie sich auf, zu ihren Kindern in's Dorf zu gehen.

Es war so: er war zu Pferde, wenn er auch zu Fuß kam; es war durchaus nicht der Sandhangbesitzer, sondern der überlebens- große Mann mit Hoheit und unumschiffbaren Eigenschaften. Um diesen Riesen kommt ein Weib nicht herum, da muß sie sich daran machen ein Vogel zu werden. Tirilierend, aus der fest gegründeten Himmelswelt, wird sie ihn preisen und ihn verstehen und vor Freude lachen.

Doch, wenn die Jungfrau den Mann so empfand, wuchs sie ebenfalls auf und nahm eine magische Größe an, die sich verlohnte.

Anna sagte ernsthaft: „Herrje, du bist wohl so groß gewachsen bis an' Mond.“ „Wie sollte ich nicht“, sagte er, „wenn du die Sonne als Hut auf dem Kopfe hast.“ Sie gaben sich die Hand; sie meinte ihre Finger wären Stümper, um die Paradiese griffen. Und er er- staunte, wie er die Leere und Bettelhaftigkeit bis dahin in seiner eiskalten Hand hatte ertragen können.

Mit einem Wort: sie erfuhren beide von der wahren, wahr- haftigen, himmelhohen Wirklichkeit ihres Lebens einen Abglanz.

## Spruch

Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft.



# Narva

## Ein baltisches Städtebild

Von Stadtarchivar Ed. Dinckhoff

Unter allen bedeutenderen Städten des früheren Baltikums dürfte wohl Narva, dieser äußerste, nach Osten vorgeschobene Posten germanischer Kultur, im Auslande mit am wenigsten bekannt sein, obgleich gerade Narva in der Geschichte Alt-Liv- und Estlands keine geringe Rolle gespielt hat und auch die pittoreske Lage der Stadt mit ihren alten Kirchen und Burgen, ihren hochgedachten Giebel- und Erkerhäusern, umrauscht von den reißenden Wogen des sich tief im Gefilde bettenden Narowastromes, es wohl verdient, daß ihr, insbesondere von Altertumsforschern und Touristen, die Sinn für mittelalterliche Städtebilder haben, die Aufmerksamkeit geschenkt werde, welche sie füglich beanspruchen kann.

Wer übrigens in der Geschichte einigermaßen zu Hause ist, auch ohne gerade Historiker zu sein, dem dürfte es am Ende doch nicht ganz fremd sein, daß Narvas historische Mission als Grenzfeste gegen das frühere von Moskowien von alters her darin bestanden hat, den Ansturm des Slaventums von Osten her, speziell gegen das Baltikum, damit aber auch gegen das Abendland überhaupt, abzuwehren oder zum mindesten aufzuhalten, wie es denn auch jetzt wieder, nachdem es vor etwas mehr als zweihundert Jahren diesem Ansturm schließlich doch erlegen und unter russische Herrschaft gelangt war, in dem nach dem Weltkriege neugebildeten Randstaate Eesti (Estland) wieder diese Rolle zu spielen berufen erscheint, da die Grenze Estis gegen das jetzige Sowjet-Rußland kaum einige Kilometer hinter dem Weichbilde der Stadt verläuft.

Doch auch in der Welthistorie und in der sogenannten „hohen Politik“ hat Narva zu Zeiten eine gewisse Bedeutung erlangt, und zwar vor allem, als sich hier am Anfange des 18. Jahrhunderts die beiden damaligen großen Rivalen des Nordens, Karl XII. von Schweden und Zar Peter I. von Rußland, beim Ringen um die Vorherrschaft am Baltischen Meere zum ersten Male gegenüberstanden und das Geschick gerade hier nach einem anfänglich von Karl im Jahre 1700 über seinen Gegner erfochtenen Sieg schließlich für Zar Peter entschied, der nach einem furchtbaren Bombardement, dem eine langdauernde Belagerung vorausging, die Stadt am 9. August 1704 eroberte und durch diese Niederlage Karls seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt sah, festen Fuß an der Ostsee zu fassen, wodurch Rußland mit einem Schlage in die Reihe der europäischen Großmächte einrückte — denn mit dem Falle Narvas war auch das Schicksal des ganzen Baltikums entschieden, indem Reval und Riga



nach dem inzwischen von Peter über Karl bei Poltawa erfochtenen allendlichen Siege bald kapitulierten und hierdurch die Macht Schwedens in der Wurzel getroffen war.

Dieser Tag, der 9. August, wurde in Narva bis zum Jahre 1917 durch besonders feierliche Gottesdienste in den russischen Kirchen und durch kirchliche Prozessionen um die alten Festungswälle festlich begangen, wie denn überhaupt das Andenken an Zar Peter I. in Narva, wo er später noch oft weilte und sein eigenes Haus besaß, noch an Jahrhunderten überaus rege war.

In der nachfolgenden Zeit hat Narva in der Weltgeschichte keine Rolle gespielt — erst im Jahre 1890 war es wieder für eine kurze Zeit in aller Welt Munde, als damals hier, auch wieder Anfang August, eine politisch hochbedeutsame Zusammenkunft des Zaren Alexander III. mit Kaiser Wilhelm II. stattfand, der mit von Sachsen-Altenburg, sowie einem großen Gefolge über Reval dem Prinzen Heinrich von Preußen und dem damaligen Herzog in Narva eintraf und hier drei Tage bei seinem hohen Gastgeber verbrachte — Tage gehobener Stimmung für die örtliche Bevölkerung, wobei es sich namentlich auch die deutsche Gesellschaft der Stadt nicht nehmen ließ, beiden Herrschern ihre Huldigung durch Serenaden und Sackelzüge darzubringen — war es doch auch das erstemal, daß die Einwohner Narvas ihren Herrscher und dessen Familie in ihren Mauern sahen.

Seit den Kaisertagen von 1890 verging wieder eine geraume Zeit, in der Narva, von der Außenwelt wenig beachtet, sein stilles Dasein einer rein lokale Bedeutung habenden Provinzstadt dahinlebte.

Erst in der allerletzten Zeit, in den Jahren 1919 und 1920, hat Narva von neuem von sich reden gemacht, und zwar wiederum in seiner Eigenschaft als Hauptbollwerk gegen Rußland, dessen dieses Mal nicht zarische, sondern bolschewistische Heere nach kurzer Besetzung der Stadt nach dem Abzuge der deutschen Okkupationstruppen, in der Zeit vom 28. November 1918 bis zum 19. Januar 1919, und nach ihrer Vertreibung von dort durch von Sinnen unterstützte Truppen der neuerstandenen Republik Eesti, seitdem vergeblich den Versuch unternahmen, die sogenannte „Narva-Front“ zu durchbrechen, und sich daher nach dem letzten ergebnislosen Bombardement der Stadt — in der Neujahrsnacht des Jahres 1920 — veranlaßt sahen, einen Waffenstillstand mit dem estnischen Oberkommando abzuschließen, der dann bald zu einem endgültigen Frieden zwischen den beiden Staaten führte — ein Ereignis von nicht geringer allgemeinpolitischer Bedeutung, denn es war doch



der erste Friedensschluß, den das Räte-Rußland mit einem anderen Staate in aller Form Rechtsens abschloß.

Was nun die Geschichte Narvas an sich anbetrifft, so kann die Stadt auf eine Vergangenheit von jetzt fast 700 Jahren zurückblicken, denn ihre Gründung durch die Dänen fällt um das Jahr 1223 herum — ganz genau läßt sie sich nicht feststellen.

Unter dänischer Herrschaft blieb Estland und somit auch Narva gegen 120 Jahre. Anno 1347 nämlich verkaufte König Waldemar III. Estland mit Narva dem Deutschen Orden, der sich seit dem Ende des 12. Jahrhunderts in Livland festgesetzt hatte, und zwar für „19 000 Pfund lötigen Silbers, kölnischen Gewichts“, welcher Verkauf auf der Marienburg in Preußen mit dem damaligen Hochmeister des Ordens, Heinrich Dusemeß, abgeschlossen und von Papst Clemens VII. endgültig bestätigt wurde.

Aus der dänischen Periode sind so gut wie gar keine Nachrichten über die Schicksale Narvas vorhanden.

Die Herrschaft des Deutschen Ordens hat in Estland etwas mehr als zweihundert Jahre gewährt, doch kann diese Zeit als keine glückliche für Narva bezeichnet werden. Einerseits ließ die Eifersucht der Hansestädte Reval und Riga das Emporblühen Narvas als Handelsplatz, zu dem es durch seine Lage in der Nähe des Meeres und an der Grenze von Rußland besonders geeignet erschien, nicht zu, indem diese Städte es mit Erfolg zu verhindern verstanden, daß Narva in den Hansabund aufgenommen wurde, andererseits hatte die Stadt infolge steter Kämpfe des Ordens mit dem russischen Nachbar wiederholt unsäglich zu leiden. Ihre Lage erschien, besonders seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, gefährdet, als die Russen im Jahre 1492 unter dem Großfürsten Iwan III. während eines mit dem Orden abgeschlossenen Waffenstillstandes gerade Narva gegenüber, am rechten Ufer der Narowa, das feste Schloß Zwangorod, später oft auch in den Ordensdokumenten „die russische Narve“ genannt, erbauten, von wo aus sie seitdem die Einwohnerschaft der Stadt in einem fort aufs äußerste beunruhigten, so daß an eine friedliche Entwicklung des örtlichen Gemeinwesens nicht zu denken war.

Bei einer im Jahre 1558 in Narva entstandenen großen Feuersbrunst gelang es schließlich auch den Russen, die Stadt während der allgemeinen Verwirrnis zu überrumpeln und sich dort festzusetzen, womit die Herrschaft des Deutschen Ordens in Narva ihr Ende erreichte. Bald darauf — im Jahre 1561 — zerfiel auch der Ordensstaat in Livland gänzlich, da er schon längst durch innere Zwistigkeiten zwischen der bischöflichen und den eigentlichen Ordensgewalten untereinander geschwächt war und, von äußeren Feinden



— Russen, Polen und Schweden — umgeben, denselben keinen nennenswerten Widerstand mehr leisten konnte, wobei ein Teil von Estland mit Narva an Rußland, der andere Teil mit Reval an Schweden kam, die Insel Oesel an Dänemark, während Livland polnische Provinz wurde und Kurland mit Semgallen unter dem letzten Heermeister Gotthard Ketteler zum Herzogtum Kurland zusammengefaßt wurde, das Ketteler, als Vasall von Polen, zum Lehen erhielt.

War auch die Zeit der deutschen Ordensherrschaft keine glückliche für das Gedeihen und Emporblühen Narvas, so hat sie doch andererseits den Grund gelegt zur deutschen Kolonisation der Stadt, und hat diese Zeit auch äußerlich Narva die Struktur einer echt deutsch-mittelalterlichen Stadt aufgedrückt, die sich noch bis jetzt, wenigstens in der Altstadt, ziemlich unverfehrt erhalten hat. Das deutsche Element hat von der Zeit an, auch während der späteren schwedischen und russischen Herrschaftsperioden bis in die 70er und 80er Jahre des 19. Jahrhunderts, die führende Rolle in der Stadt gespielt.

Während der kurzen — ersten — Periode russischer Herrschaft im 16. Jahrhundert, die nur 23 Jahre dauerte, blühte Narva zusehends auf, da Iwan IV. alles dransetzte, direkte Handelsverbindungen über Narva mit dem Westen anzuknüpfen und den ausländischen Kaufleuten, die sich in der Stadt niederließen, große Vorrechte gewährte, so daß der Handel nach Rußland, der früher hauptsächlich von Reval über Dorpat nach Pleskau seinen Weg genommen hatte, jetzt immer mehr von Reval nach Narva abgelenkt wurde, worüber, wie der Chronist Balthasar Russow berichtet, unter den Bürgern Revals großer Kummer herrschte, die von den Stadtwällen betrübten Sinnes beobachten mußten, wie viele Schiffe bei Reval vorbei nach Narva segelten.

Reval wandte sich dieserhalb an seinen neuen Schutzherrn, Erich XIV. von Schweden, der schon 1561 den Lübeckern wie überhaupt allen deutschen Hansestädten den Handel nach Narva verbot; doch blieb dieses Verbot ziemlich wirkungslos, und da auch die Engländer direkte Handelsverbindungen mit Narva anknüpften, nahm hier der Handel einen gewaltigen Aufschwung und stieg dementsprechend auch der Wohlstand der Einwohner.

Die Festsetzung Rußlands in Narva war jedoch dem gerade emporstrebenden Schweden ein Dorn im Auge, und einen nichtigen Vorwand vorschüßend, schickte es seine Heere gegen den verhaßten Nachbar, und zwar unter dem Feldmarschall Pontus de la Gardie, der im Jahre 1581 Narva und bald darauf auch Zwangorod mit stürmender Hand für die Krone Schwedens in Besitz nahm, unter



dessen Herrschaft die Stadt 123 Jahre blieb, d. h. bis zum Jahre 1704, in welchem Jahre, wie bereits erwähnt, Narva von Zar Peter dem Großen wiederum, und dieses Mal, wie es wenigstens schien, dauernd dem russischen Reiche einverleibt wurde.

Die Altstadt wurde nach zwei großen Bränden, 1610 und 1659, fast neubaut, wobei an Stelle der bisherigen Holzbauten viele schöne, mit reichen Portalen geschmückte Steinhäuser traten, welche Portale, meist aus der Zeit nach dem Brande von 1659 stammend, sich noch bis auf den heutigen Tag vielfach erhalten haben; auch das Weichbild der Stadt wurde durch Anlage der sogenannten „Neustadt“ beträchtlich erweitert. Aus dieser Zeit stammen auch das stilvolle Rathaus mit seinen schlanken, an der Spitze mit einem Kranich geschmückten Turme (1671) und das Börsegebäude (1698), das jetzt jedoch ganz anderen Zwecken dient.

Erst die mit Peter I. im Jahre 1704 beginnende zweite russische Herrschaftsperiode brachte Narva, das nach Einverleibung ganz Est- und Livlands in das russische Reich aufgehört hatte, Grenzfestung zwischen zwei feindlichen Staaten zu sein, einen über 200 Jahre währenden Zustand des Friedens und der Ruhe vor äußeren Feinden, in denen Handel und Industrie sich friedlich entwickeln konnten.

Nur noch einmal in dieser Zeit wurde Narva von der Kriegsfurie, wenn auch nur leicht, gestreift, und zwar während des Krimkrieges im Jahre 1855, als eine englische Flotte unter Admiral Seymour auf der Reede von Hungerburg, dem Vorhafen von Narva, erschien und diesen Ort bombardierte, bald aber, durch die am Ufer aufgestellten, wie es sich übrigens später erwies, überaus harmlosen russischen Batterien abgeschreckt, wieder abdampfte, ohne großen Schaden angerichtet zu haben. Bald darauf — 1864 — hörte Narva auch offiziell auf, Festung zu sein.

Die russischen Herrscher nach Peter I. beließen der Stadt im allgemeinen ihre früheren Rechte, nur daß Narva dem Gouvernement St. Petersburg zugeteilt wurde, wobei aber die Gerichtsbehörden nach wie vor dem estländischen Jurisdiktionsbezirk unterstanden und Narva auch sein besonderes Stadtrecht behielt. Erst gegen Ende der Regierungszeit Alexanders II. und ganz besonders unter Alexander III. traten direkte Russifizierungsbestrebungen zutage, und nach Einführung der russischen Städteverfassung im Jahre 1873, Gründung eines russischen Knaben- und Mädchengymnasiums in den Jahren 1875 und 1884 und Einführung der sogenannten Polizei- und Gerichtsreform nach russischem Muster in den Jahren 1888 und 1889 verlor Narva allmählich den Charakter einer deutschen Stadt, wozu auch der inzwischen erfolgte



starke Zufluß des russischen und estnischen Elements nicht wenig beitrug.

Der 1914 entbrannte Weltkrieg bedeutete auch für Narva eine Kette schwerer Leiden, die am schwersten in den verschiedenen Phasen der Bolschewistenherrschaft waren, in den Jahren 1918 und 1919. Auch nachdem am 19. Januar 1919 Narva von der schnell formierten estnischen Armee unter Beihilfe der zum Schutze Estlands herbeigeeilten Finnländer nach hartem Kampfe befreit war, hatte es noch während der Jahre 1919 und 1920 in den wechselnden Kämpfen der estnischen wie auch der weißgardistischen russischen Truppen mit den Bolschewisten, besonders auch durch eine furchtbare Fleckfieber-epidemie, schwer zu leiden.

Erst nachdem am 2. Februar 1920 zwischen Sowjetrußland und der Republik Eesti in Dorpat abgeschlossenen Friedensverträge und nach endlichem Erlöschen der furchtbaren Fleckfieber-epidemie im Herbst 1920 konnte die in den letzten Jahren so schwer heimgesuchte Stadtbevölkerung endlich wieder ein Leben unter normalen Bedingungen beginnen und allmählich zum Wiederaufbau des so vielfach Zerstörten schreiten, wie denn auch seitdem Handel und Wandel einen, wenn auch gegen früher sehr bescheidenen Aufschwung genommen haben und Ruhe und eine geradezu musterhafte Ordnung in der Stadt herrschen.

Narva liegt, wie bereits eingangs erwähnt, sehr malerisch an den beiden hohen Ufern der wasserreichen und brausend dahinrauschenden Narowa, die, aus dem Peipus-See kommend, sich 13 Kilometer unterhalb der Stadt in den Finnischen Meerbusen ergießt und auf dieser Strecke auch für größere Seeschiffe befahrbar ist, wenn auch nicht mit voller Ladung. Diese muß meist auf der Rede bis zu einer gewissen Tiefe gelöscht werden, da eine Sandbank vor der Mündung und einzelne flache Stellen im Flusse selbst trotz ständig vorgenommener Baggerarbeiten, die allerdings in den letzten Kriegs- und Revolutionsjahren so gut wie ganz aussetzen mußten, der freien Durchfahrt bis zur Stadt hinderlich sind. Gegenwärtig beträgt die Tiefe der Durchfahrt auf der Sandbank nur 10 Fuß, doch sollen gerade in diesem Sommer seitens der estnischen Regierung umfassende Baggerarbeiten im Narvaer Hafen vorgenommen werden, was unzweifelhaft zur Belebung des Seehandels Narvas beitragen wird.

Die sogenannte Altstadt, am linken, höheren Ufer der Narowa gelegen, mit ihren alten Festungswällen, mit ihren schlank in die Luft ragenden Türmen, ihren alten Häusern mit hohen, spitzen Giebel-dächern, Erkern und Portalen und mit ihren engen, winkligen Straßen, macht einen durchaus altertümlichen Eindruck.



Auf dem gegenüberliegenden rechten Ufer der Narowa liegt die meist von Russen bewohnte Vorstadt Zwangorod, die mit ihren größtenteils aus Holz erbauten Häusern und mit ihren breiten, geraden Straßen auch äußerlich durchaus den Typus russischer Städtebauart aufweist, wobei jedoch das Gesamtbild dieses mit der Altstadt durch eine schöne, auf Granitpfeilern ruhende, vom Herzoge Alexander von Württemberg im Jahre 1829 unter der Regierung des Kaisers Nikolai I. erbaute Brücke verbundenen Stadtteils ein durchaus ansprechendes ist, namentlich durch das Grün der dort die Häuser zahlreich umgebenden Gärten und die auf hoher Stelle gelegene russische Kirche, die, schon von weitem sichtbar, gleichsam über dem ganzen Stadtteile dominiert. Besonders eindrucksvoll wirken jedoch die beiden unmittelbar an den Ufern der Narowa, an der schmalsten Stelle derselben, belegenen zwei Burgen, die sich geradezu wie zwei Duellanten gegenüberstehen und die ja auch tatsächlich oft genug die Waffen miteinander gekreuzt haben: auf dem linken Ufer die alte deutsche Ordensburg, die Hermanns-feste mit ihrem hohen, massiven viereckigen Turm, zu welcher der Grund wohl schon in dänischer Zeit gelegt worden ist, und auf dem rechten Ufer die russische Burg oder Festung Zwangorod, welche bei den Burgen anschaulich den Gegensatz germanischen und slavischen Wesens und der diesem entsprechenden Bauart charakterisieren — bei der Hermannsveste alles konzentriert, scharf, kantig, in die Höhe strebend — bei Zwangorod alles breit, rund, sich ausdehnend, in viel größeren Dimensionen. Beide Burgen sind noch gut erhalten, und selbst die häufigen Bombardements in den letzten Jahren haben nur wenig Schaden angerichtet, der teilweise gegenwärtig auch schon ausgebessert ist.

Oberhalb der Stadt, ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Kilometer von derselben entfernt, bildet die Narowa zwei gegen sieben Meter hohe, durch eine Insel getrennte Wasserfälle, deren Wassermassen in imposanter Breite mit donnerndem Getöse in die Tiefe stürzen, einen wahrhaft großartigen Anblick gewährend.

Auf der Insel selbst, Krähnholm genannt, und auf dem linksseitigen Ufer des Wasserfalls befindet sich eine der größten Baumwollensfabriken der Welt, die im Jahre 1857 gegründete, einer Aktiengesellschaft gehörende „Krähnholmer Baumwollenspinnerei“, eine Schöpfung hauptsächlich des aus Bremen gebürtigen Kaufmanns Ludwig Knoop, der später in Moskau eine rege industrielle Tätigkeit entfaltete und in Ansehung seiner Verdienste um die Baumwollenindustrie in Rußland überhaupt den russischen Baronstitel erhielt; sein Bronzestandbild steht bei der Brücke, die das linksseitige Ufer der Narowa mit der Insel Krähnholm verbindet.



Auf dem rechten, Cramersmühl genannten Ufer des Wasserfalls erheben sich die Anlagen zweier Fabriken, der Narvaer Tuch- und der Narvaer Flachsmannufaktur, von denen die erste im Jahre 1820 vom Narvaschen Kaufmann Paul Momma begründet ist, während die zweite, eine Schöpfung des russischen Hofbankiers Baron Alexander Stieglitz, im Jahre 1851 angelegt wurde, welcher letzterer bereits 1845 die Tuchfabrik käuflich an sich gebracht hatte und später beide Fabriken viele Jahre lang in großem Maßstabe betrieb.

Während des Krieges natürlich lag der Handel Narvas vollkommen darnieder, und auch jetzt beschränkt sich derselbe auf eine gegen früher sehr geringfügige Ausfuhr von Balken und Brettern, während die Einfuhr so gut wie ganz aufgehört hat, wie denn Narva überhaupt, da es in kommerzieller und industrieller Beziehung stets hauptsächlich nach Rußland gravitierte, was Betrieb und Wohlstand anbetrifft, einen starken Rückgang im Vergleich zur Zeit bis 1914 aufweist; dieses ist auch aus der Einwohnerzahl der Stadt zu ersehen, die nach der letzten Zählung vom 1. April 1923 nur noch 26 000 Seelen (darunter 16 911 Esten, 7614 Russen und nur 396 Deutsche) beträgt, während noch gegen Ende des Weltkrieges Narva ungefähr 45 000 Einwohner zählte.

Die letzte Phase der Geschichte Narvas kurz zusammenfassend, ergibt sich, daß es, durch den Weltkrieg mit seinen Folgererscheinungen in seiner Entwicklung gehemmt, noch gegenwärtig unter den Nachwirkungen der katastrophalen Ereignisse der letzten Jahre leidet und daß Narva, das von jeher in wirtschaftlicher Beziehung seine Bedeutung als Handelsplatz und späterhin als wichtiger Industrieort durch seine regen Beziehungen zu Rußland erhielt, erst dann wieder emporblühen kann, wenn dort geordnete Zustände eintreten und die augenblicklich beinahe hermetisch gegen diesen Staat geschlossene Grenze wieder freigegeben wird.

Immerhin empfindet die örtliche Bevölkerung mit Dank, daß nach den schweren Kriegsjahren jetzt wieder Ruhe und Ordnung in der Stadt herrschen, und da sich in dem jungen Staatswesen Eesti die Verhältnisse immer mehr stabilisieren und in demselben auch ein unverkennbarer wirtschaftlicher Aufschwung sich bemerkbar macht, so ist zu hoffen, daß die günstigen Nachwirkungen hiervon auch allmählich Narva zugute kommen werden.



# J. Schmalenberg, Danzig

Weinbrennerei

Aktiengesellschaft

Sprittfabrik

Grabengasse 6 \* Abegg-Gasse 1d

Telephon Nummer 313, 609, 3271, 2999

---

Wir liefern prima gereinigten Kartoffel-  
spiritus 95/97%, Eau de vie vin,  
Weindestillate, reine Weinbrände 40%  
aus reinen Weinen gebrannt

---

Wir kaufen laufend Kartoffelrohspiritus







# Rundschau

## Gibt es einen Nationalcharakter?

Von Dr. Erich Klein

„Nation“ ist weder ein deutsches Wort noch ein deutscher Begriff. Das entsprechende deutsche Wort dafür ist „Volk“. Das Wort „Volk“ jedoch genügt für die modernen Staaten nicht. Denn der Begriff „Volk“ schließt das natürliche Wachstum, die Stammeseinheit aller Glieder mit ein, es berücksichtigt nicht das dynastische Moment, das zur Bildung der modernen Staaten soviel beigetragen hat, auch nicht das wirtschaftliche Moment, das zu so mancher unberechtigten Angliederung geführt hat, und ebensowenig das imperialistische und politische Moment, das der Willkür in der Staatenbildung der Neuzeit Tür und Tor geöffnet hat. Eben wegen all dieser unnatürlichen Momente, die so entscheidend aufgetreten sind, seit die Neuzeit die Staaten in so scharfe Kampfstellung zueinander gebracht hat, wurde der Begriff „Volk“ mehr und mehr als unfähig empfunden, den lebenden Inhalt der Staatskörper der Neuzeit restlos zu bezeichnen, und das französische Wort „Nation“ stellte sich ein, um mit einer Neuschattierung der Bedeutung neben das Wort „Volk“ zu treten. „Nation“ bedeutet nun das zu einem Staat zusammengefaßte, nach außen einheitlich auftretende lebende Ganze. Volk also ist ein mehr innenpolitischer, Nation ein mehr außenpolitischer Begriff. Nun können diese beiden Begriffe natürlich mitunter zusammenfallen, wie es zum Beispiel bei dem in einen Einheitsstaat zusammengefaßten französischen Volk der Fall ist; sie fallen aber nicht zusammen bei dem durch mancherlei Grenzen geteilten deutschen Volk. Es gibt zwar ein deutsches Volk, aber keine deutsche Nation.

So müssen also auch die beiden Begriffe Volks- und Nationalcharakter auseinandergehalten werden. Der Volkscharakter ist eine Naturanlage, etwas natürlich Gewordenes, der Nationalcharakter ist mit durch bewußte Pflege entstanden. Volkscharakter bedeutet das Verhalten des Durchschnitts zu seiner eigenen Existenz, die allgemeine Reagenz auf die Verhältnisse des Lebens, Nationalcharakter bedeutet mit das Verhalten zur Existenz der anderen Völker, ruft wegen seiner außenpolitischen Färbung eo ipso den Vergleich mit anderen Völkern hervor. An dem Volkscharakter bauen Land, Klima, Beschäftigung und Erbüberlieferung, an dem Nationalcharakter baut auch die Geschichte, bauen willkürliche Beeinflussungen, wie Unterricht, nationale Feiertage, Regierungsmaßnahmen. Nationalcharakter ist der weitere Begriff, er vervollständigt erst den Volkscharakter, indem er ihn in Beziehungen aufweist, die doch auch für die Beurteilung eines Volkes wesentlich sind, in denen nämlich zu anderen Nationen. Zumal heute, wo diesen Beziehungen eine so ausschlaggebende Bedeutung zukommt, wäre jede Charakterisierung eines Volkes lückenhaft, die sie nicht miteinschlösse.



Gibt es nun aber überhaupt einen Nationalcharakter? D. h. haften der großen Uebersahl der Mitglieder einer Nation gewisse Eigenschaften so offenkundig an, daß man diese als der Nation eigene Wesenszüge ansehen kann? Charakter ist das zur Gewohnheit oder doch wenigstens zur gewöhnlichen Uebung gewordene Verhalten des Menschen gegenüber allem, was Lösung heischend an ihn herantritt. Also die zweite Frage: Sind diese Wesenszüge so fest im Wesen der großen Uebersahl der Volksgenossen verankert, daß sie an Festigkeit der Macht der Gewohnheit beim Einzelmenschen gleichkommen? Diese Fragestellung deutet schon auf die großen Schwierigkeiten hin, denen man sich hier gegenübersteht. Es ist gar nicht möglich, eine genügend große Zahl von Volksmitgliedern auf gewisse Charaktereigentümlichkeiten hin zu prüfen, so daß man mit einiger Sicherheit ein Urtheil über das ganze Volk fällen könnte. Wenn man es trotzdem tut, so muß man sich dessen bewußt sein, daß man einen sehr gewagten Analogieschluß auf Grund ganz unzureichender Prämissen macht. Der „stolze“ Spanier, der „feurige“ Italiener, der „kalte“ Engländer — das sind alles Urtheile, die man mehr auf einige hervorstechende Typen als auf den Allgemeincharakter des Volkes gründet. Soll man diese Urtheile belegen und will man sie an einzelnen fremden Volksangehörigen, mit denen man in Berührung gekommen ist, prüfen, so werden sie sich nicht selten ins Wesenlose verflüchtigen. Der einzelne Spanier ist nicht stolz, der Italiener ist nicht feurig, der Engländer ist nicht kalt, muß man vielleicht geneigt, anzunehmen, daß der sogenannte Nationalcharakter nichts als eine Theorie ist, die der Praxis nicht standhält. Und diese Skepsis besteht zu Recht, wenn man den Nationalcharakter kumulativ, d. h. durch Heraushebelung gewisser, der Mehrzahl der Volksgenossen gemeinsamer Eigenschaften, feststellen will. Diese Methode der Völkerpsychologie ist unhaltbar. Weder der „fleißige“ Chinese, noch der „apathische“ Inder, noch der „träge“ Neger sind in der Form, wie sie entstanden sind und landläufig gebraucht werden, etwas anderes als poetische Gebilde, die wenig Wirklichkeitswert besitzen, weil sie keine Bürgschaften für ihre Richtigkeit enthalten.

Andererseits ergibt sich aus der Natur der Dinge, daß zwischen den einzelnen Nationen Unterschiede bestehen müssen. Stehen doch die Nationen unter ganz verschiedenen Lebensbedingungen, die unfehlbar auf den Charakter der Mitglieder einwirken müssen. Ein Volk unter einem sengenden Himmel muß andere Eigenschaften entwickeln als eins im kalten Norden, ein Seefahrervolk andere als ein Agrarvolk. Wenn schon bei dem einzelnen die Verschiedenheit der Lebensbedingungen verschiedene Charakterentwicklung bedingt, so wird bei einem Volk, das als Masse dem regelnden und wegweisenden Bewußtsein sehr viel weniger unterliegt, diese Erscheinung noch weit mehr zutage treten. Unterschiede im Nationalcharakter müssen also sein.

Die Frage ist nun aber, wie diese Unterschiede handgreiflich werden, wann und wo und wie sie sich auswirken, so daß ihre Erfassung möglich wird. Da ist es nun klar, daß die bloße Zusammenfassung privater Vorgänge, mögen sie noch soviel einzelne Volksgenossen umfassen, nicht als Grundlage dienen kann, da



sie rechnerisch gar nicht zu bewältigen ist. Das wäre eine Aufgabe mit gar zu vielen Unbekannten und gar zu vielen unsicheren Größen. Nein, wenn wir den Nationalcharakter eines Volkes wahrnehmen wollen, dann müssen wir uns an diejenigen Handlungskomplexe halten, die von dem Volk gemeinsam vorgenommen werden, wo wir nicht nur eine Addition von selbständigen Tätigkeiten einzelner haben, sondern eine Verschmelzung vieler einzelner Bestrebungen zu einem Kollektivwillen, wo sich ein Massenakt herausbildet. Nur so kann man der Psyche einer Masse auf die Spur kommen. Ist es uns doch heute ganz geläufig, daß die Massenseele niemals nur eine Addition von Einzelseelen ist. Die Masse hat ein eigenes, unpersönliches oder besser überpersönliches Seelenzentrum, das ein Lebewesen für sich ist; es braucht die Einzelseelen zwar als Grundlage für seine Existenz, aber es geht nicht in ihnen auf, es wächst über sie hinaus zu einer eigenen übergeordneten Existenz. Das zeigt sich u. a. darin, daß in der Massenseele Erscheinungen auftreten, die sich aus den Einzelseelen nicht mehr erklären lassen. Die Verdunkelung des Intellekts, die mitunter einen erstaunlichen Grad erreicht, die ungeheure Steigerung der Energie, die den einzelnen ohne seine Absicht, ohne sein Wissen fast, zu übermenschlichen Anstrengungen befähigt, die scharfe Instinktfestigung gegenüber allem, was dem Massenwillen entgegensteht, die Ausschaltung elementarer egozentrischer Triebe, wie des Selbsterhaltungstriebes, das alles weist darauf hin, daß ein überpersönliches Seelenzentrum besteht, das die Einzelseelen mitreißt.

Die Vorbedingungen für die Entstehung dieser Massenseele nun sind überall da gegeben, wo mehrere Subjekte auf ein- und denselben Bewußtseinsinhalt gerichtet sind, so daß ein gemeinsames Interesse besteht. Sobald dieses gemeinsame Interesse angegriffen wird, tritt die Massenseele in Bildung, je nach den Umständen mehr oder weniger schnell, mehr oder weniger stark.

Nirgends nun sind die Vorbedingungen für die Entstehung der Massenseele so stark gegeben wie auf dem politischen Gebiet. Es besteht da gewissermaßen eine immerwährende elektrische Ladung der Gemüter, und es braucht oft nur einen kleinen Anstoß, um sofort das gemeinsame unpersönliche Bewußtsein auftreten zu lassen, das die Einzelseelen in sich aufsaugt und mit elementarer Gewalt Befehle erteilt. Die Politik ist also für die Bestimmung des Nationalcharakters das wichtigste Gebiet. Da tritt das Volk als handelnde Gesamtheit auf, ob nun, wie z. B. bei den Wahlen, direkt oder indirekt durch seine Vertreter, ob selbstbestimmend oder sich einen Kurs gefallen lassend, ob aktiv oder durch Passivität seine Sinnesart verratend. Und nimmt man nun all die mannigfaltigen Formen des politischen Handelns und alle seine Ausstrahlungen, so ergibt sich schon allein aus der Politik ein nahezu vollständiges Bild des Nationalcharakters. Denn die Politik faßt ja schließlich wie ein Brennpunkt alle Lebensäußerungen des Volkes zusammen.

Sehr viel unsicherer in ihrer Beweisführung sind schon andere Gelegenheiten, bei denen Massenseelenbildung auftritt, wie z. B. künstlerische und geistige Lebensäußerungen. Und zwar deshalb, weil sie fast nie das ganze Volk, sondern immer nur Volksteile umfassen. Es ist denkbar, daß diese Volksteile in einer Isolierung leben, die keine Schlüsse auf den Gesamtcharakter zuläßt; es ist



freilich auch denkbar — und das wäre der umgekehrte Fall — daß sie nur die Exponenten einer im ganzen Volk vorhandenen Grundstimmung sind.

Es bleibt ein wichtiges Gebiet übrig, das religiöse. Es ist klar, daß auch auf dem religiösen Gebiet Massenseelenbildung auftreten kann und oft auch auftritt. Und dann sind auch die religiösen Lebensäußerungen eines Volkes für die Frage nach seinem Nationalcharakter zu verwerten. Doch ist hier besondere Vorsicht vonnöten. Denn wohl kaum ein anderes Gebiet drängt so wie das religiöse darauf hin, daß der Mensch den Massencharakter überwinden und sein persönliches Bewußtsein und seine persönliche Verantwortung nicht ausschalten lassen soll. Die Massenseele erniedrigt den Menschen unleugbar; sie nimmt ihm den Adel des Besitzes seiner selbst und drückt ihn gewissermaßen in die Gattung zurück, macht ihn zu einem bloßen Instinktwesen. Die Religionen aber, wenigstens die vollkommeneren, sehen ihre Aufgabe ja gerade darin, den Menschen zur Entfaltung seines persönlichen Menschbewußtseins zu bringen. Bei den religiösen Äußerungen muß also stets die Tendenz auf Ausschaltung des Massenbewußtseins in Rechnung gestellt werden. Massenseelenäußerungen auf religiösem Gebiet können unter Umständen nur vorübergehende, auf augenblicklicher Ueberraschung beruhende und daher schnell verfliegende Trübungen sein. Sie können selbstverständlich auch mehr sein (wie z. B. der deutsche oder besser germanische Protestantismus, der englische Puritanismus).

Aus Massenseelenäußerungen also muß das Charakterbild eines Volkes gewonnen werden. Daraus ergibt sich aber eins: daß dieser Nationalcharakter, den man daraus zusammenstellt, nicht seinerseits auf den einzelnen angewandt werden kann. Denn die Massenseele ist ein Lebewesen für sich; sie holt nur Elemente aus den Einzelseelen hervor, die im selbständigen Tun des einzelnen vielleicht gar keine Rolle spielen, weil sie in ihm zu schwach sind oder weil sie von ihm vielleicht willkürlich unterdrückt werden. Aber die Nation verfährt ja auch bei ihren Allgemeinhandlungen nicht wie der einzelne, sich selbst überlassen, verfahren würde, sondern nach ganz neuen, besonderen Prinzipien, die durch einen Massenprozeß erzeugt werden. Und da der Zweck der Bestimmung des Charakters ja doch ist, das gewöhnliche und voraussichtliche Handeln zu erkennen, so hätte eine andere Art der Bestimmung des Nationalcharakters auch keinen Zweck. Nationalcharakter ist keine Summe von Einzelcharakteren mit der Frage nach dem zahlenmäßigen Uebergewicht, sondern ein Ding an sich, von ganz besonderer Prägung und eigener Psychologie.

## Mündener Deutschtumstage

Der Zusammenklang von Landschaftsstimmung, alter deutscher Stadtkultur und begeistertem Artwillen, von festlichem Frohssein, buntestem Fahnenrauschen und ernsten Arbeitsfektionen trug ein Hochgefühl in die Menschenmengen hinein, die hannöversch-Münden, die Stadt an der Weserwiege, anläßlich der Jahresversammlung des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ fünf Tage be-



herbergt hat. Im Rückblick kann mit bestem Gewissen festgestellt werden, daß einfach nichts auch nur um einiges die Hochstimmung herabgemindert hat, von der alle Veranstaltungen getragen waren. Einige tausend Menschen, Erwachsene und Jugend, Angehörige erfreulicherweise aller Volksschichten, Vertreter aller deutschen Siedlungsgebiete in der Welt, machten die kleine, winkelige und doch mit Recht stolze Stadt für Tage tatsächlich zum klopfenden Herzen des großen deutschen Volkskörpers.

Von hier aus legte der Vorsitzende, Staatssekretär a. D. von Hinge, über die deutsche Welt hinaus seine politische Verwahrung dagegen ein, daß das deutsche Volk, insbesondere das Pionierdeutschtum im Auslande, durch die Kriegslüge für alle Zeiten um Freiheit, Ehre und Bestand gebracht werde. Hier deckte er die Verbindungsfäden auf, die zwischen dem politischen Kampfe gegen das Restreich und den kulturellen Erwürgnismaßnahmen in fast allen Gebieten hin und her laufen, in denen deutsche Menschen in größerer Zahl wohnen. Hier fand eine Auslandsdeutsche, eine Frau nach innerer Art und äußerem Wuchs der germanischen Seherinnen, die Dichterin Maria Kahle, Worte so ergreifender Herbhheit, Kraft und Tiefe über Volkstum, Volksverfall und Volksbefreiung, daß die Tausende sich herausgehoben fühlten aus allem, was Alltag heißt, daß sie sich, bebenden Herzens, ganz dem Gedanken völkischer Gemeinschaft und Opferwilligkeit hingaben und in Ehrfurcht ihres nationalen Eigenwesens erfrischenden Hauch spürten. Hier erstatteten die berufenen Vertreter aller Deutschumsgebiete den Bericht von Not, Wunsch und Hoffnung, der, so verschiedenartig die Erscheinungsform auch ist, doch aus aller Munde, aus Tirol, aus Rumänien, Südslavien, aus der „Tschechoslowakei“, aus Rußland und Brasilien im Grunde auf gleichen Ton gestimmt ist, auf das Schicksalswort: Deutsches Volkstum in Not, in den Grenzlanden und im Auslande. Hier wurde über Mittel und Formen der Abhilfe beraten. Hier wurden aus dem in Anbetracht der Verarmung des deutschen Volkes recht bedeutsamen Etat des Vereins, der für Unterstützungszwecke über 200 000 Goldmark vorsieht, Gelder zugewiesen. Hier gestaltete sich in vielen Einzelsitzungen die innere organisatorische Arbeit unseres eines Verbandes, dessen Mitgliederzahl in die Millionen geht, der nicht nur der älteste, sondern auch der regsamste Vorkämpfer des großdeutschen Kulturgedankens ist.

Frauenarbeit und Jugendgruppenarbeit ergänzt die eigentliche Tätigkeit der Ortsgruppen. Die Frauen haben aus eigener Kraft in Crossen a. d. Oder ein Kinderheim errichtet, in welchem Kinder auslanddeutscher Flüchtlinge ein zweites Elternhaus finden. Sie erhalten dieses Heim und seine Insassen. Sie nehmen sich auslanddeutscher Studierender an, die unter den heutigen Geldverhältnissen sicherlich nicht im deutschen Kulturgedanken erzogen werden könnten, wenn der VDA. ihnen nicht Studienbeihilfen (im vergangenen Jahre für 250 Studenten) zur Verfügung stellen würde. Sie vermitteln die Ferienfahrten nach Siebenbürgen und Estland, die wie kaum eine andere Vereinsbetätigung geeignet sind, die Brücke über die Grenzen zu schlagen. Und die Jugend hat in einem Verbande der Schulgruppen zusammen-



geschlossen. Hier sorgt Jugend für Jugend, der Schüler für den Schüler. Hier werden dem heranwachsenden Geschlecht nicht politische Meinungen und unfruchtbare Parteilehren geboten, hier wird dem Betätigungsdrang unserer Eifrigsten unter der Jugend ein geeignetes Arbeitsfeld geboten. Hinaus aus dem Trennenden, hinein ins Einigende führt die Jugendarbeit des VDA., der bereits über 1000 Schulgruppen ihr Dasein zu verdanken haben und die den deutschen Privatschulen in einem der wichtigsten Notgebiete im Osten auch im vergangenen Jahre bedeutende Geldmittel durch ihre Sammlungen zugeführt hat. Die Jugend beherrscht in besonderem Maße das Bild, umflattert von Wimpeln, umtönt von den Liedern deutscher Wanderfreunde. Sie hört aus dem Munde auslanddeutscher Kämpfer, was es heißt, Opfer zu bringen für das Volkstum. Und auch die Studentenschaft, das Geschlecht zwischen Jugend und Reife, weiß, daß es um Letztes geht. Sie bekennt sich ebenfalls in glühender Bejahung zum Volksgedanken als der höchsten und zugleich tiefsten Idee der Entwicklung.

In einem Festzug bunter Bildfreudigkeit, einem Spiegel unseres Artwesens, unserer nationalen Erscheinungsformen und volksmäßiger Gesundheit, in einem Festplatz der Zehntausende, der ebenfalls durch den deutschen Stammesgedanken seine eigene Note bekommen hat, mündet die Tagung aus. Ein Sinnbild: Hinter der Kreuzritterstandarte mit dem schwarzweißen Wimpel marschieren die in Ordensgelübde gebundenen Jungdeutschen. Im gleichen Zuge schreiten hinter der schwarzrotgoldenen Fahne die Bekenner zum neuen Staatswesen einher. Auf diesem Boden finden sie sich. Hier wohnt der Volksgedanke, der im Verein für das Deutschtum im Ausland rechts und links zusammenschließt. Schwarzweißrot und Schwarzrotgold weht von den Ehrenpforten. Eine stille Insel im brandenden Meere der Richtungsleidenschaft ist dieser Verein, in dessen Vorstand der kaiserliche Staatssekretär a. D. neben dem sozialistischen Landtagsabgeordneten sitzt, weil beide fühlen, fühlen können, was ein großer Deutscher in die schlichten Worte faßte: Gedanke, daß du ein Deutscher bist.

## Ein ostpreußisches Heimatbuch

Oscar Schlicht: Die Kurische Nehrung in Wort und Bild  
Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg

Dieses Buch war ursprünglich als Abschluß eines bereits vorliegenden, mehrbändigen Werkes „Das westliche Samland“ gedacht. Da dieses Werk jedoch nur den Kreis Fischhausen umfassen sollte, die Kurische Nehrung als Ganzes aber über diesen Kreis hinausgeht, ergab sich von selbst die Abtrennung dieser Arbeit von der bisherigen Buchfolge. Die Mitbehandlung des nicht mehr deutschen Teiles der Kurischen Nehrung forderte von dem Verfasser eine nicht unbedeutende Mehrarbeit. Diese ist dem Buche aber nur zugute gekommen; denn sie ließ ein Werk werden von seltener innerer und äußerer Geschlossenheit. Ein Werk, das gerade durch diese offensichtliche innere und äußere Geschlossenheit mehr als alle lauten Proteste feierlich bekundet: Dieses Land ist deutsch und wird deutsch bleiben



in seinem Herzen, wenn uns auch die jetzige Landkarte etwas anderes entgegenschreit! Denn um keinen Teil ihres Besitztums haben deutsche Hände und deutscher Geist so bitter gerungen, wie um dies karge Stück Nahrungsland, dessen Bewohner selbst in stetem Kampfe stehen mit Wind und Wellen, mit Not und Tod. —

Oscar Schlicht glaubt sich im Vorworte seines Werkes seiner schlichten Darstellung wegen entschuldigen zu müssen; das geschriebene Wort müsse gegenüber dieser gewaltigen Naturerscheinung versagen. Aus diesem Satze spricht die Ehrfurcht des Verfassers vor der unsagbaren Größe und Schönheit, vor der Unendlichkeit dieser Landschaft; dieser Landschaft, die so ganz anders ist als alle ihre Geschwister weit und breit; die darum auch so eigenartig ist, wie keine andere in deutschen Landen und weit darüber hinaus; die gerade darum auch so tiefeinsam ist in ihrer Seele, daß nur Seelen, die ebenso eigen und einsam sind innerlich, zu dieser Landschaft finden werden, wo Hand in Hand mit Wind und Wellen, mit Gras und Kraut und Strauch und Baum, mit Sturm und Schnee der Herrgott geht und von den Wundern seines Da-Seins kündet. — Der Verfasser braucht sich nicht zu entschuldigen: Großes und Starkes wird immer nur aus innerer Schlichtheit geboren; erwächst immer nur aus einfachsten Linien. Prunkvolles Zierwerk muß notgedrungen Zerrwerk werden, weil es den reinen, rauschenden Rhythmus zerreißt. So wurde Schlichts einfaches, gradliniges Buch ein leuchtendes Denkmal unseres Heimatlandes, das noch bestehen wird, wenn wir alle, die wir augenblicklich sind, zu Staub und Asche geworden sind und im Winde verwehn.

Schlichts Buch ist in drei Abschnitte gegliedert. Der erste Abschnitt behandelt die Entwicklungsgeschichte der Kurischen Nehrung, die Oberflächengestaltung, die Wanderdünen, den Dünenbau und die Gewässer der Nehrung: Haff und See. — Erst vor einem Jahrhundert etwa begann man, dieses eigenartige Land wissenschaftlich zu erforschen. Doch erst neuerdings seitens der staatlichen geologischen Landesanstalt vorgenommene Tiefbohrungen sowie die 1919 erschienene Schrift des Geologen Heß von Wichdorff „Geologie der Kurischen Nehrung“ ergaben Wesentliches über die tatsächliche Entstehung der Nehrung: In fernen, auch nicht annähernd bestimmbaren Zeiten überfluteten die Wasser der Ostsee an vielen Stellen das Festland zwischen dem Samlande und den Memeler Höhen und wühlten in die flache Niederung das 24—26 m tiefe Bett des damals weiter als heute sich dehnenden Kurischen Haffs. Von der Sturmflut verschont blieben nur die Strecken zwischen Cranz und Sarkau und die Diluvialinsel Rossitten. Zwischen Sarkau und Rossitten aber, sowie nordwärts von Rossitten, brandete das offene Meer in die entstandene tiefe Bucht hinein. Die Festlandsstücke zwischen Cranz und Sarkau und bei Rossitten wirkten nun buhnenartig auf die Strand- und Uferströmungen. An diesen von der Natur geschaffenen Bühnen fingen sich nicht nur die Massen des von der Salzsee herangeführten Sandes, sondern auch die Ablagerungen der von Osten her kommenden süßen Gewässer. Indem diese Seesand- und Süßwasserablagerungen zu Boden sanken und von dort aus höher und höher wuchsen, schlossen sie mehr und mehr die Lücken des Landes und bildeten im Laufe der Jahrhunderte endlich den Sockel der Kurischen Nehrung in ihrer heutigen Gestalt. Die Geburt der Nehrung in dieser Form mag etwa um 950 n. Chr. stattgefunden



haben. Daß diese von Wichdorffsche Theorie der Nehrungsentstehung alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, ergaben die oben schon erwähnten staatlichen geologischen Untersuchungen. Danach besteht das Fundament des Haffes, wie auch das der Nehrung, aus den Ablagerungen eines während der Eiszeit entstandenen Geschiebemergels. Dieser hat sich dann dem den Untergrund bildenden Kreidesockel aufgelagert; in Rossitten z. B. in einer Stärke von 82 m. Ganz ähnlich sind die Bodenverhältnisse zwischen Cranz und Sarkau. Ueberall liegt hier der diluviale Boden über dem Meerespiegel, während an allen anderen Stellen der Nehrung der Geschiebemergel weit unter dem Spiegel des Meeres liegt. Auf diesen letzteren Nehrungsstrecken, über die in früheren Zeiten das offene Meer hinwegbrandete, lagerten sich im Laufe der Jahrhunderte Torf- und Sandschichten. So bildete sich aus See- und Haffsand, aus Mergel und Torf der Sockel der Nehrung bis zur Höhe des Meeres. Flugsand vollendete das bisherige Werk: die Nehrungsplatte entstand. Bald grüntem auf ihr, der geringen Nahrung zum Troß, Gras und Kräuter, Büsche und Bäume. Bald stapften im Sande, schwer und mühsam, die Einsamkeit der Urwelt mit harten Worten scheuend, die ersten Menschen, Nahrung und Heimstatt suchend. —

Die Oberfläche der Kurischen Nehrung, die sich etwa 2—8 m über dem Meerespiegel erhebt, hat, soweit sie nicht Dünen trägt, viel vom Charakter einer Steppe an sich. Tiefbohrungen auf dieser, Palve genannten, Nehrungsplatte haben ergeben, daß oft auf ihr das Pflanzenleben mit dem Tode zu ringen hatte, und daß es diesem Tode, der ihm in der Gestalt von ungeheuren Sandverwehungen nahte, oft unterlegen ist. Kiefern und Eichen, Birken und Erlen verbluteten oft unter den Händen ihres Würgers. Von ihrem einstigen Leben zeugen auch heute noch weitgehende Torfbildungen, auf die man immer wieder stößt. Resten dieses uralten Nehrungswaldes begegnet man aber manchmal auch nahe dem Strande, in den Wogen der See. Unterseeische Wälder nennt sie der Volksmund. Sie alle sind, mehr noch als die nicht so zutage tretenden Torfschichten, erschütternde Zeugen vergangener Tage. Vorgeschichtliche Sunde haben mit ziemlicher Sicherheit ergeben, daß der Urwaldboden der Nehrung ein Alter von 3—4000 Jahren hat. —

Die Kurische Nehrung wies schon in alten Zeiten mehrere Tiefe, d. h. offene Zugänge aus dem Haff zur See hin auf. Heß von Wichdorff weist nur zwei solcher Tiefe nach: bei Cranz und bei Memel. Ein sehr viel älteres, das vor etwa 8000 Jahren bei Sarkau bestanden haben soll, kennt Wichdorff nicht. An dem längst versandeten Cranzer Tief hat, was Ortsnamen, Waffenfunde usw. beweisen, einst eine Niederlassung der Wikinger bestanden. Nach der späteren Bildung des Memeler Tiefs verlandete das Cranzer Tief allmählich. Große, jetzt von stattlichen Bäumen bestandene Moorflächen bezeichnen die Strecken, wo diese alte Cranzer Schifffahrtsstraße früher verlief. Aber selbst heute noch besteht die Gefahr, daß dieses ehemalige Cranzer Tief durch die stürmische Meerflut noch einmal wieder aufgerissen wird; denn in jedem Jahre frißt die gierige See mindestens 2 m des Landes fort. Und eben an dieser Stelle ist die Nehrung nur gerade 1 km breit. Stauungen des Haffwassers vergrößern die Gefahr. So konnte sich noch in den



Jahren 1818 und 1830 die See einen offenen Weg zum Haff hin bahnen. Und 1874 überschwemmte das Haff die Nehrung bei Cranz in solcher Höhe, daß die Fischerkähne hoch oben zwischen den Bäumen lagen. Schon der Orden tat alles, um Durchbrüche der See ins Haff hin zu verhüten; Abdämmung der See galt als allgemeines Landesscharwerk; 1497 z. B. mußte das ganze Samland Dammarbeiten bei Sarkau verrichten. Die Zeit der Bildung des Memeler Tiefs ist nicht zweifellos erweisbar. Sicher ist, daß dieses Tief schon bestand, bevor der Orden von Preußen Besitz ergriff und an Stelle der alten Preußenveste Klaipeda die Mummelburg türmte. Das Memeler Tief ist oft von der Versandung bedroht worden. Und unter unsäglichen Mühen ist wieder und wieder um sein Bestehen gekämpft.

Wer die Nehrung in ihrer heutigen Gestalt kennengelernt, kann sich kaum ein Bild davon machen, daß dieses jetzt streckenweit völlig baumlose Land einstens in seiner ganzen Länge von einem einzigen Urwalde bedeckt gewesen ist. Dieser Waldbestand war so dicht, daß schon der Orden daran ging, ihn erheblich zu "lüften". Große Lücken wurden in die vollen Baumflächen aber erst gerissen, als die Nehrung in der Mitte der Ordenszeit neu besiedelt wurde. Die neuen Bewohner gingen wenig schonend mit den Beständen um. Im übrigen soll auch der Große Kurfürst große Waldstrecken "zu Geld gemacht" haben. Nicht erwiesen ist, daß Friedrich der Große ähnliche "Verdienste" hat, was ihm vielfach nachgesagt worden ist. Daß die Russen in den Jahren 1756—62 große Verheerungen unter den nördlichen Waldungen anrichteten, steht geschichtlich fest. Mitte des 18. Jahrhunderts waren nur noch Schwarzort und Rossitten durch Waldbestände vor dem Versanden gesichert. Und für die ganze Größe der Waldverwüstungen spricht die Tatsache am lauteften, daß selbst das Holz für die Schulbauten im Jahre 1740 schon aus den jenseits des Haffs gelegenen Wäldern herübergeholt werden mußte. Verhängnisvoller als der Menschen Zerstörungswerk war das Vernichtungswerk der Natur. Immer wieder und an immer neuen Stellen krochen die von den Seestürmen herangeführten Sandmassen gleich schleichenden Ungetümen den Wäldern zu, zwängten sich zwischen den Bäumen hindurch, wälzten sich übereinander; wuchsen zu Ungeheuern, deren Leib die hohen Stämme völlig verdeckte; fraßen, höher und höher klimmend, die grünen Kronen der Bäume und verwandelten so weite Wälder, in deren Zweigen das sonnige Leben gesungen, in riesige Baumfriedhöfe voll schauriger Totenstille und eisiger Einsamkeit. Zwar kämpften die Bäume zäh und bitter um ihr Leben, zwar legten sie ihre Wurzeln höher und höher hinauf, je höher die Sandberge wuchsen um sie herum, zwar beschleunigten sie, je höher die Sandmassen ihnen zum Halse stiegen, ihr Wachstum, um dem drohenden Erstickungstode zu entinnen . . . , vergebens: der grausame Sand, er packte sie dennoch und drückte ihnen hohnlachend die Kehlen zu. Damit nicht genug. Die riesigen Dünentiere krochen weiter und weiter, dem Haffe zu; schlüpfen sich dicht an die Wohnstätten der Menschen heran; streckten erst tastend ihre Tazen nach ihnen aus, zogen die riesigen Leiber hinterher und deckten Hütten und Häuser und alles Leben, das nicht entinnen konnte, unbarmherzig zu. So wurden die Dörfer Lattenwalde, Kunzen, Preden, Neustadt, Karwaiten und Negeln ihre Opfer. Vom Dasein dieser Dörfer zeugen



nur noch da und dort vom Winde freigewehrte Knochen auf den Friedhöfen ihrer einstigen Bewohner. —

Erst verhältnismäßig spät raffte sich der Staat zu Schutzmaßnahmen für die bedrohten Nehrungsdörfer auf. In einem Bericht der Königsberger Domänenkammer aus dem Jahre 1768 an Friedrich den Großen liest man, „daß Millionen Pflanzen angebaut wurden, die ohne Ausnahme ein freudiges Wachstum bewiesen“. Der große Friedrich bescheinigte die Durchsicht dieses Berichtes — er kannte seine Pappenheimer! — mit dem Vermerke: „Ist alles sehr fern und löplich zu lesen, wenn es nur nicht wider wirt gelogen seyndt!“ Wesentlich gefördert wurde der Dünenbau jedenfalls erst im Anfange des 19. Jahrhunderts. Damals wurde zunächst mit dem Bau der Vordüne begonnen, indem etwa 10 m von der See entfernt Zäune aus Strauchwerk errichtet wurden, die dazu dienen sollten, den von der See herangeführten Sand zu fesseln. Dieser immer höher wachsende Sandwall wurde später mit Sandgräsern bepflanzt. Er bietet noch heute einen wirksamen Schutz gegen weitere Sandüberflutungen der Nehrungsplatte von der See-seite her. — Hand in Hand mit diesem Vordünenbau gingen Arbeiten zum Schutze der am meisten bedrohten Nehrungsorte. Zugleich wurde auch mit der Aufforstung der Nehrungsplatte auf der Seeseite begonnen. Man bevorzugte dabei Erlen und Birken, für sandige Stellen besonders Kiefern. 1829 waren diese Pflanzungen bis hinter Sarkau fertiggestellt. Rossitten und Nidden entgingen durch ausgedehnten Plantagenbau dem sicheren Verderben; ebenso späterhin Preil, Perwelk und Pillkoppen, vor dessen Türen heute noch das Dünenungeheuer hocht, steil aufgerichtet, wie mit zum Schlage erhobenen Pranken, unmittelbar vor der Tat aber niedergezwungen und getötet durch die Kraft verzweifelter Menschen. Ungefesselte Wanderdünen leben heute nur noch zwischen Sarkau und Rossitten (13 km lang), zwischen Rossitten und Pillkoppen (5 km), bei Nidden (8 km) und zwischen Perwelk und Schwarzort (9½ km). Bei der Festlegung der Dünen haben sich besonders verdient gemacht der Danziger Krahninspektor Sören Biörn, der Plantageninspektor Senftleben in Rossitten, der Postmeister Kuwert in Nidden und der Düneninspektor Epdea in Rossitten. —

Man sollte wohl meinen, daß auf dem nährsalzlosen und zudem keinen Regen festhaltenden Dünenlande ein Pflanzenleben überhaupt nicht bestehen könnte. Dem ist aber nicht so. Ein sehr hoher Grundwasserstand und die Verdunstungen des Haffes und der See sorgen für die erforderliche Feuchtigkeit. Zudem hat die vielseitige Natur die Nehrungspflanzen auf oft wunderbare Art für ihr entbehrungsreiches Leben ausgerüstet, so daß sie, Wasserarmut, Hitze, Sturm und Kälte zum Trotz, ihren Platz zu behaupten wissen. So gedeihen hier nicht nur das anspruchslose Dünengras und die Stranddistel, Miere, Salzkraut, Dünenerbse, Hufslattich und Pestwurz, sondern auch die Dünenrose, der flockige Bocksbart, das Katzenpfötchen, die Bergnelke, das Stiefmütterchen, die Zwerg- und Ackerwinde, die duftende Strandnelke, das zierliche Moosglöckchen, das feingliedrige Farnkraut u. v. a.

Der zweite Abschnitt des Schlichtschen Buches spricht von Geschichte und Kulturgeschichte, von den Bewohnern, von der Fischerei und von der Tierwelt der Kurischen Nehrung. — Bereits 2000



Jahre v. Chr. war die Nehrung bewohnt. Jene Menschen verstanden sich nur auf Flechten und Weben, Ackerbau und Brotbereitung, sie verfertigten auch bereits Schmucksachen aus dem dort gefundenen Bernstein; diese Schmuckstücke gelten sogar als die Urfänge der Skulptur im nördlichen Europa. Für die völkische Abstammung der damaligen Nehrungsbewohner fehlt allerdings fast jeder Anhalt. — Für den deutschen Ritterorden erst erlangte die Kurische Nehrung eine geschichtliche Bedeutung. Die Nehrung bildete für den Orden die Verbindung zwischen Preußen und seinen livländischen Besitzungen. Zu ihrer Verteidigung wurde 1252 die Memelburg erbaut. Von der Hand des Ordens wurden auch die „festen Häuser“ Neuhaus bei Pillkoppen und Rossitten erbaut. Große Feuer-signale lohten von dort aus bei Kriegsgefahr. Und diese Feuer-signale brannten nicht gerade selten; denn der Orden war ein Stein des Anstoßes überall. Etwa zur Mitte der Ordenszeit, nach Beendigung der Feldzüge gegen die Litauer, siedelten die Ordensbrüder auf der Nehrung deutsche, litauische und lettische Kolonisten an, die sich zumeist dem Fischfang ergaben. Als Bauern durften sich nur Deutsche ansiedeln, ebenso als Krüger. Und auch alle Beamten waren ohne Ausnahme deutscher Herkunft. — In den Jahren 1629—35 geriet die Nehrung in die Hände der Schweden. Ortsbezeichnungen wie Schwentlund, Beek, Vitte deuten noch heute auf ihren schwedischen Ursprung hin. — Von der Fahrt des großen Kurfürsten mit 3000 Schlitten gegen die Schweden im Jahre 1679 spricht heute noch jedes Kind. Und allgemein sind ja auch die Spuren, die die Russenzeit auf der Nehrung hinterlassen: der Raubbau an dem schönen Nehrungswalde, die Verpestung der dortigen Einwohner mit schweren Krankheiten, an denen allein 200 Menschen gestorben sein sollen. — Besonders „berühmt“ wurde die Nehrung dann durch die Fahrt der todkranken Königin Luise am 8. Januar 1807 durch Schneesturm und Eis auf der Flucht vor den Franzosen. 1813 erlebte die Nehrung dann, gewissermaßen als Genugtuung, die Durchführung zahlreicher französischer Kriegsgefangenen, die während des Freiheitskrieges nach Rußland abgeschoben wurden. Geschichtliche Bedeutung erlangte die Nehrung dann wieder im Weltkrieg. Während der Unterbrechung der Bahnverbindung Memel—Königsberg 1915 war sie der einzige Verbindungsweg zwischen diesen Orten. Nach dem Russeneinfall im März 1915 bot sie der kleinen Besatzung Schutz, die vor der Uebermacht der Russen weichen mußte. Auch nahmen die Nehrungsorte Schwarzort und Nidden in diesen Tagen 8000 Flüchtlinge aus dem Memellande auf, die in Frost und Schneesturm, hungernd und bitter frierend, sich mühsam über das vereiste Haff und die tief verschneite Nehrung gekämpft hatten. Der traurigste Tag aber war für die Kurische Nehrung der 16. Januar 1923, an dem das Memelland und die ganze Nehrung von Nidden nordwärts von seinem deutschen Mutterlande losgerissen und dem benachbarten Staate Litauen zugeschlagen wurden, trotzdem die memelländische Bevölkerung fast einstimmig ihren Verbleib bei Deutschland verlangt hatte. Brüder und Schwestern im Memellande, verzaget nicht: Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber grausam gut! —

Die Bewohner der Kurischen Nehrung sind der „Typ eines Fischervolkes in Reinkultur“. Charakterisiert können sie



nicht besser werden als durch Schlichts eigene Worte: „stille, trotzdem selbstbewußte Wesen. Kein Volkslied, kein Märchen wirkt erheitend auf die Jugend, aus sinnigen Kindern werden schweigsame Menschen, die verschlossen und in sich gekehrt durch das Leben wandern.“ Sie sind in der Mehrzahl wohl lettischer Herkunft, bezeichnen sich selbst aber nicht als Letten, sondern als Kuren. Ihre lettische Sprache hat sich rein erhalten nur in Preil und Perwelk. Häufig hört man auch das Litauische, das durch Heiraten aus der Niederung hierher gebracht wurde. Auf der südlichen Nehrung aber herrscht ausschließlich das Deutsche. Der Nehrungsbewohner ist wie kein anderer seiner Heimat treu. Er hängt an ihr, obwohl sie ihn nur kärglich nährt, mit allen Fasern seines Seins. Der Kure ist zumeist tiefreligiös und strenggläubig. Das hindert nicht, daß der Aberglaube bei ihm in ziemlicher Blüte steht. Der böse „Düwel“, der den Fischer zu jeder Zeit und mit viel List und Tücke umgarnt und bedroht, wird auf vielfache Weise „beschworen“; z. B. indem man in der Johannisnacht Kalmusbüschel über die Türe steckt. Für seinen Todesfall sorgt der Nehrunger bereits lange vor dem Tode auf dem Kirchenboden stehen. Man lächle ob dieser seltsamen Vorsicht nicht. Sie deutet tief-sinnig an, daß der Nehrunger täglich in Lebensgefahr, daß er aber auch täglich bereit ist, dem Tode ins Auge zu schauen! Wer von uns allen ist gewappnet wie er?! — Die alten Fischerhäuser sind meistens schornsteinlose, strohgedeckte Blockhäuser. Der Rauch des Herdes fängt sich auf dem Boden des Hauses, wo er den dort aufgehängten Stricken und Netzen größere Haltbarkeit verleiht. Die gesundheitlichen Verhältnisse lassen viel zu wünschen übrig. Unglaublich klingt es, daß in diesem urgesunden Klima sehr häufig Lungenerkrankungen vorkommen. Schuld daran sind sicher die ungesunden Wohnungen, Fleisch- und Gemüsemangel (der Nehrunger lebt in der Hauptsache von Fischen), nicht zuletzt aber die Anstrengungen des bitterschweren Berufes: Der Fischer ist, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, bei Sonnenbrand und eisigem Sturm, durchschnittlich 12—16 Stunden täglich auf dem Wasser.

Das Kurische Haff ist das fischreichste deutsche Gewässer. Der Fischreichtum des Kurischen und des Frischen Haffes zusammen genommen ist größer als der der ganzen preußischen Meeresküste. Gefangen werden insbesondere Zander, Stinte, Plöze, Aale, Barsche, Brassen und Neunaugen. Die See steuert dazu bei Dorsche, Flundern, Strömlinge, Steinbutten und Sprotten, seltener Störe, sehr wenig Lachse. Die Nehrunger könnten ein leidlich gutes Leben führen, wenn ihnen nicht der während der Kriegszeit organisierte Zwischenhandel die dicke Butter vom Brote nehmen würde. —

Die Tierarten der Kurischen Nehrung sind alles andere als zahlreich. Der Grund dafür ist wohl in dem Mangel an tierischer Nahrung zu suchen, nicht zuletzt aber auch in dem Wüsten- und Steppencharakter der Nehrung, der dieses Land selbst Tieren als öde und unwohnlich erscheinen läßt. An jagdbaren Tieren leben hier Hasen, Kaninchen, Rehe und der vielberühmte Elch, der König der deutschen Tiere. An Raubtieren trifft man Füchse, Dachse, verschiedene Iltis- und Wieselarten und die unvermeidlichen Ratten



und Mäuse. Der Elch steht in ständiger staatlicher Hut. Bereits die alten Preußen behandelten dies edle Tier mit Schonung und Ehrfurcht; zu seinem Schutze sollen sogar geistliche Hüter bestellt gewesen sein. Der Elch selbst aber ist alles weniger als ein Heiliger; er ist ein rechter Tunichtgut und feinschmeckerischer Genießer und bereitet dem Forstmanne keineswegs eine ungeteilte Freude, wenn er sich z. B. im Frühjahr über die schönen frischen Triebe des jungen Nehrungswaldes hermacht, ohne sich darum zu kümmern, welchen Schaden er den Herren dabei tut, die ständig sein überaus kostbares Leben beschützen.

Die Kurische Nehrung hat nicht nur die vielseitigste Vogelwelt in Nord-Europa, sie bedeutet für viele Vogelarten schlechthin das „Vogel-Paradies“. Beobachtet sind auf der Nehrung fast alle in Nord-Europa vorkommenden Vogelarten. Ihre Brutstätten haben hier allerdings verhältnismäßig wenige; darunter sind in erster Linie die Falken, Krähen und Möven zu nennen. Auch der Seeadler hat hier eine letzte Zuflucht gefunden. Hier stößt man auch noch auf den Fischadler und den schwarzen Milan. Dem Nehrungsbewohner der weitaus „sympathischste“ Vogel ist aber — die Nebelkrähe. Er nennt sie auch zärtlich die „Nehrungstaube“ oder gar stolz die „Sarkauer Gans“. Ein Vogel, der dem wortkargen Nehrunger solch überaus liebevolle Anreden entlockt, muß, wenn nicht mit seinem Herzen, so doch sicher mit seinem Magen etwas zu schaffen haben. Und so werden wir uns denn auch nicht weiter wundern, wenn wir diese „Nehrungstaube“ zur Winterzeit aus dem Pökeltopf der Fischerfrau in die Bratpfanne wandern sehen, um von dort aus den Weg alles eßbaren irdischen Fleisches zu gehen. Oft ziert dieser kostbare Vogel aber auch die vielversprechende Speisekarte einer städtischen Gastwirtschaft, allerdings nicht, ohne sich alsdann den nicht weniger geschmackvollen Namen „Rebhuhn“ beigelegt zu haben. — Der Krähenfang ist allerdings oft weniger geschmackvoll. Diemeil die Krähenfänger nämlich, nachdem sie die Vögel in Netzen gefangen, den Tieren an Ort und Stelle die Schädeldecke einbeißen, um sie möglichst schnell und schmerzlos ins Jenseits zu befördern. Saatkrähen und Dohlen stehen bei den Nehrungern bei weitem nicht in so „hohem Ansehen“ wie die mit Recht so gerühmte Nehrungstaube. — An Mövenarten kommen auf der Nehrung vor: die Zwergmöve, Mantelmöve, Heringsmöve, Eismöve, Dreizehenmöve und die zahlreich in Rossitten nistende Lachmöve. Allein über der Bruchwiese kann man beim Fallen eines Schusses an 50 000 Möven kreischend aufsteigen sehen. Ein Bild, das dem der es erlebte, ewig unvergeßlich bleiben wird; ein rauschender Rhythmus von blitzschnell die Luft durchschießenden Vogelleibern und leuchtenden, flatternden Flügeln.

Auf dem Wasser findet man neben mancherlei Arten von Sumpfvögeln die verschiedensten Entenarten; so die Brandente, die Krick-, die Löffel- und die Eisente, die März- und die Eiderente. Von einer eigenartigen Art, Enten zu fangen, wird aus früherer Zeit berichtet: der Entenfänger stülpte sich einen mit regelrechten „Augen“ versehenen ausgehöhlten Kürbis über den Kopf. In dieser famosen Maskerade ging er bis zum Halse ins Wasser hinein, nicht ohne eine Lockente mit sich zu führen. Diese tückisch mitgeführte Lockente wurde dann der Schwestern Tod. Die Enten,



die sich voller Neugier dem leuchtenden Kürbiskopfe nahen, um dort nach dem Rechten zu sehen, wurden schmachvoll an den Beinen gepackt und, wenn sie von der Hand des Fängers gewogen und nicht zu leicht befunden waren, am Leibgürtel befestigt, bis sie ihrer „weiteren Bestimmung“ zugeführt wurden. — Von den ebenfalls auf der Nehrung vorkommenden Regenpfeifern, von Kiebitzen, Schnepfen und Brachvögeln, vom Buntspechte und selbst von dem in weitesten Kreisen nicht unbekannten Kuckuck ist dermaßen Aufregendes nicht zu berichten. Zu erwähnen aber ist noch, daß sich im Frühling auf der Nehrung auch der wunderschöne Karminvogel zeigt, und daß im Winter, hoch aus dem Norden kommend, die Schneeammer auftaucht und hier ihre Winterfrische bezieht. — Ueber die weltberühmte Vogelwarte Rositten und ihren verdienstvollen Leiter Dr. Thienemann auch nur ein Wort zu verlieren, dürfte sich erübrigen. Seinen Ruhm pfeifen alle Vögel von den Dächern herab. Nur einige Zahlen seien der (hoffentlich!) staunenden Mitwelt hier schnell mitgeteilt. Dr. Thienemann versuchte u. a. schätzungsweise die Zahl der die Nehrung auf ihren Wanderzügen überfliegenden Vögel festzustellen. So schätzte er in zwei Tagen z. B. allein 567 000 Wandervögel über Ulmenhorst; an einem Oktobertage zählte er in vier Stunden etwa 22 000 Finken, an einem Märztage 60 000 Krähen, an einem Apriltage in fünf Minuten 3 500 Vögel; dieser Zug hielt zwei Stunden an. . . !

Ueber die Kleintierwelt der Nehrung, als da sind Zaun-, Wald- und Sandeidechsen, über Lurche, graue und Kreuzkröten, mögen „Interessenten“ in Schlichts schönem Buche selber nachlesen, desgleichen über die — sage und schreibe — 170 verschiedenen Bienenarten, die man auf der Nehrung gezählt haben will. — Ueber die niederträchtige Elch-Rachenbremse, den Teufel des göttlichen Elch-tieres, mag ich auch nicht des Langes und Breiten reden. Noch weniger über die üble Gallwespe, die mit ihrer Brut hinterlistigerweise die schönen Nehrungskulturen befällt und diese vernichtet. Noch weniger reizvoll aber erscheint es, der über alles gemeinen Stechmücke ein Loblied zu singen, es sei denn dieses: daß sie eine verhältnismäßig noch anständige Schwester besitzt, die Haffmücke; die oft zwar in ungeheuren Scharen, sozusagen alle Gestirne verfinsternd, den Nehrungswanderer umkreist, die ihm aber weder ein Härchen krümmt, noch ihm viertelliterweise sein immerhin kostbares Blut abzapft, wie es ihre tückische Verwandte mit ebenso großer Vorliebe wie Kunstfertigkeit tut. —

Der dritte Teil des Schlichtschen Buches bringt als Schönstes die Schilderung von Nehrungswanderungen. Ob Schlicht uns durch die heute noch lebenden Orte Cranz, Sarkau, Rositten, Nidden, Preil, Perwelk, Schwarzort, Sandkrug und Süderspize führt, oder an den vom Dünenfande verschütteten Dörfern Lattenwalde, Kunzen, Preden, Karwaiten und Negeln vorüber, er ist ein stets gleich beredter und kundiger Führer und ein immer gleich glühender Kunder der Schönheiten dieses Landes. Darum rate ich jedem Nehrungswanderer aufs dringlichste: Nimm dies schöne Schlichtsche Buch in die Hand auf deiner Wanderchaft! Und tue, immer wenn du ruhst, einen Blick hinein. Dies Buch wird die Trunkenheit, die das Goldblau des Himmels, das Azurblau des Haffs, das Smaragdgrün der See und das Leuchtgold der Dünen in dein Herz gezaubert



haben auf deiner Wanderfahrt, nicht mindern, sage ich dir. Dein Wissen und Verstehen aber um all diese Dinge wird es mehrern bei jedem Schritt. Und damit auch deine Liebe zu diesem Dünen-Wunderlande, von dem die Seele eines jeden, der dieses Wunderland einmal erlebte, immer wieder in Sehnsucht singen wird:

„Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet . . .“

Fritz Kudnig.

## Richard von Schaukal

Zum 50. Geburtstag

Von Franz Alfons Ganda

Die deutschen Literaturgeschichten, selbst noch die neuesten ihrer Erscheinungen, verweilen hartnäckig bei dem frühesten Anfang dieses Künstlers (als ob Goethes frühestes Sein und Tun irgendwie unbedingte Beziehung hätte zum eigentlichen Werk). Aber von den Ufern einer seelisch-geistigen Dekadenz-Landschaft mit wirren Linien, grotesken, oft übertrieben bizarren Wort- und Gefühlsformulierungen einer kurzlebigen Literaturmode ist Schaukal längst in den brausenden, vollen Lebensstrom getaucht und ist zu seiner Bestimmung gelangt, Kunst zu schaffen in bewußter Pflege höchster Traditionen; nicht nur zu dichten, sondern auch zu prägen, zu formen: geprägte Form. Unablässig arbeitet im Geiste dieses stilechten Künstlers auch das Gesetz der Form, wacht ein Gewissen treu und unbedingt am Wort. In seinen Prosabüchern, teils autobiographische Werke, teils meisterliche Novellen, und in den Spruch- und Aphorismenwerken dürfen wir einen der stärksten Stil-künstler grüßen, einen Deutschen, dem sich ein Teil des lebendigen Wesens, die Kostbarkeit der Sprache erschlossen haben zu leuchten-der Tat. Im Zusammenhang mit den zahlreichen Gedichtwerken, darunter auserlesenste lyrische Sammlungen von hoher geistiger Haltung, haben wir in Schaukals umfangreichem, noch zu wenig aufgenommenem Schaffen ein Kulturdokument von besonders eindringlicher Form und Würde erhalten. Das Schaffen eines Deutschen, das bewußt den heute wenig begangenen Weg der Tradition, der Kultur von Wesen, Leben und Äußerung beschritt, und das sich auch seiner Grenzen bewußt blieb, die ihm das Unmittelbar-Quellende, das Urwüchsig-Naturhafte insofern verschlossen, als in ihm der Geist mehr das bewegende und gebende Prinzip war als das Herz, als Sturm und Not, Glück und Frieden der Seele. Die Gedichte „Heimat der Seele“, die „Auswahl 1908 bis 1912“, die Novellen „Eros Thanatos“ als auch die neuesten Gedichte „Jahresringe“ und Novellen „Dionys bacsi“, insbesondere jedoch die bedeutenden Prosawerke „Großmutter“ und „Kapellmeister Kreisler“ werden aber allen Freunden ruhiger, formvollendeter Kunst, reinen Genießens etwas zu geben haben. Von dem deutschen Künstler Schaukal, dessen Werk uns eine seltene Erscheinung ist, ruhiges, zielbewußtes Schreiten auf dem Wege hoher Ueberlieferungen, unbeirrt vom Lärm, Aufschäumen und Zerrinnen von Zeit, Moden und Ismen, dürfen wir noch manches edle Werk erwarten.



# Ein Königsberger Dichter

Von Kopernikus

Das haben Städte und Dichtungen gemeinsam, daß sie Kulturdenkmäler sind. Und ich kann mir die Wonne Schliemanns vorstellen, die er bei der Ausgrabung von Troja empfunden haben muß, als er erkannte, wie naturgetreu das Denkmal in Versen ist, das Homer vor Tausenden von Jahren einst seiner Heimat für alle Zeiten und für die ganze Menschheit setzte.

Deswegen, weil sie Kulturdenkmäler sind, gräbt man die uralten, verschütteten Städte aus; die Menschheit als Gesamtheit sehnt sich halt danach, sich selber, ihre Jugend, die einzelnen Phasen ihrer Entwicklung, die Entwicklung ihrer einzelnen Glieder wiederzuerkennen, zum Bewußtsein ihrer selbst zu gelangen. Und so brachte man Memphis, Babylon, Ephesus, Pompeji aus Sand und Lawa wieder an das Licht des Tages, riß sie in die Gegenwart.

Städte versanden. Aber nicht nur im Chamsin, dem unermüdlichen Wüstensand, dem selbst das hoch ummauerte Babylon zum Opfer fiel, nein, auch im Sande einer hegenden Zivilisation können Städte und Länder versacken, verschlacken. Und was wußten wir vor dem Kriege noch von Heimat und Vaterland, von unserer schönen deutschen Erde und ihren Kulturschätzen.

Erst nach dem Kriege haben wir uns wieder auf uns selbst besonnen, und da trat auch der deutsche Osten endlich einmal in das gebührende Licht kulturellen Interesses, und in diesem Jahre gelegentlich ihres zweihundertjährigen Jubiläums, seine Hochburg, „des deutschen Ostens Turm und Tür“: Königsberg!

Die Jubelfeier des 200. Geburtstages von Kant hat in der Tat geradezu eine Königsberger Literatur geschaffen. Schließlich ist ja Kant so eng mit Königsberg verknüpft, daß Kant-Literatur auch Königsberg-Literatur bedeutet, und man hat Königsberg nicht umsonst die Kant-Stadt genannt.

Die altehrwürdige Krönungsstadt sah sich also unversehens beschenkt mit einer ganzen Anzahl von Büchern, die ihr gewissermaßen von allen Seiten Spiegel entgegenhalten, in denen sie sich mit vollem Recht höchst selbstgefällig beäugen kann.

Der Magistrat sorgte in schön ausgestatteten Büchern für eine umfassende Darstellung Königsbergs mit historischen, statistischen und photographischen Mitteln, die über die wirtschaftliche wie kulturelle Bedeutung Königsbergs Aufschluß geben.

Dazwischen fiel, vom bekannten heimatlichen Holzward-Verlag in Bad Rothenfelde herausgegeben, ein lustiges Werkchen in heimatlicher Mundart von Daniel Staschuf: „Dorch Keenigsbarg“, mit 40 Holzschnittes, welches hübsche, zum Teil recht stimmungsvolle Holzschnitte des bekannten Malers bringt, der sich zudem humoristisch auf den Pegasus schwingt, um uns zu sagen:

Wöll di hiede bätke föhre  
dorch dä ohle Kreenungsstadt,  
wo du sehne warscht und höre  
manchet Scheene, dit on dat!”

Aber das schönste, aus innigster Liebe heraus geborene Buch, das der Stadt Königsberg zu ihrem Jubiläum beschenkt wurde,



dürfte doch Walter Schefflers *Mein Königsberg in Liedern und Sonetten*“ sein, und darüber will ich hier einiges sagen.

Ueber die Persönlichkeit Schefflers, von dem in dem Büchlein ein Porträt enthalten ist, das von keinem Geringeren als Emil Stumpp geschaffen wurde, dem wir auch das erfrischende Porträt Arno Holzs verdanken, weiß der Ostdeutsche genug. Der leidende, spät an die Öffentlichkeit getretene Dichter hat bereits das fünfte Deggennium seines Lebens begonnen. Er steht auf der Höhe seines Könnens, und es wäre außerordentlich zu wünschen, daß es ihm ermöglicht würde, weniger abhängig als bisher von Not und Mühe des täglichen Lebens, seiner Muse zu leben, nicht nur zu eigenem Nutz und Frommen, sondern auch zu Ruhm und Zierde seiner Vaterstadt, der Kant-Stadt Königsberg\*).

Es gehört meines Erachtens viel mehr dazu, sich in eine Stadt zu verlieben als in eine Landschaft. Und von einer Verliebtheit in Königsberg muß man bei Scheffler geradezu sprechen. Wer den Dichter persönlich kennt, weiß, mit welcher, ich möchte fast sagen Vernarrtheit er sogar an seiner kleinen, alten Wohnung hängt, von der man zwar hübsch über die Dächer Königsbergs schauen kann, zu der man aber doch wie in einem Wolkenkrieger unzählige Stufen bis ins vierte oder eigentlich wohl fünfte Stockwerk hinaufkrazeln muß, was ihm selber sicher oft sehr schwer fällt. Aus Königsberg auszuziehen, wäre ihm wohl schier ebenso unmöglich wie Kant, der sonst auch viel früher Professor geworden wäre.

Aber nun gehe man mit ihm durch sein Buch, und da bleibe man sachte bei jeder Zeile ein Weilchen stehen und lasse Königsberg auf sich wirken. Es ist nicht das äußere Gepräge der Stadt, das Scheffler uns gibt, er gibt vor allem die Seele. Und Königsbergs Größen, von Kant bis zur Miegel, werden mit lebendig. Dem großen Philosophen sind allein sieben Sonette gewidmet, die sein Leben in all seiner Geschlossenheit und Zartheit veranschaulichen, und seine Lehre mit. Bewunderungswürdig ist diese Fähigkeit Schefflers, sich in Seele und Geist einzufühlen, und nur große, sehr große Liebe ermöglicht solch eine Fähigkeit.

Nicht eigentlich die gegenwärtige, sturmgeschüttelte, derbe Pregelstadt ist es, die Scheffler uns gibt, es ist vielmehr die Kant-Stadt, Königsberg als Form und Herd einer Kultur, einer Vermittlerin zwischen West und Ost, weniger das werdende als das gewordene Königsberg, und so ist sein Büchlein, wie die alte immer kulturträchtige Stadt selber, wahrhaft ein Kulturdenkmal.

Vergangenheit lebt auf, blickt mit feinen, klaren Augen, gleichsam durchs Lorgnon in die chaotische Gegenwart. Sie trägt Spitzenjabots, diese Vergangenheit und hat Reifröcke und Handschuhe an, bleibt selbst bei den Fischweibern reserviert, sieht sie sich gewissermaßen nur aus der Entfernung und wieder durchs Lorgnon an und läßt auch hier Esprit und Aesthetik zur Geltung kommen, indem die Fischweiber mit Rosen verglichen werden, wenn auch mit „geschwemmten“. Ja, es ist wirklich bei diesen zierlich und streng aufgebauten Sonetten, die jedesmal ihr Thema

\*) Inzwischen ist durch das freundliche Eintreten des Magistrats der Stadt Königsberg, speziell des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Lohmeyer, der Dichter in die Lage versetzt, frei von Werktagarbeit nur seinem eigenen Schaffen leben zu können.



wundervoll erschöpfen, als sei der Verfasser stets auf der Hut, nicht aus dem Gepräge zu fallen, das die geistige Vergangenheit Königsbergs dieser Stadt aufgedrückt hat.

Wer Königsberg liebt und es gar oder doch Ostpreußen seine Heimat nennt, wird es nicht bereuen, sich dies Büchlein, das man bei Gräfe & Unzer sowie in jeder anderen Kunst- oder Buchhandlung Königsbergs erhält oder auch vom Verfasser selbst (Königsberg i. Pr., Unterlaak 25, Hof III) beziehen kann, in der von den Meistern Bischoff und Stumpp illustrierten Ausgabe für 3 Goldmark oder auch in der nicht illustrierten Ausgabe anzuschaffen. Ich wünschte, daß ich von meiner eigenen, den Polen anheimgegebenen Heimat solch ein inniges Büchlein edelster Poesie besäße, um die Heimat dann und wann in einer stillen Stunde vor dem geistigen Auge aufleben zu lassen. Wahrlich, der Königsberger hat hier ein ebenso köstliches wie wohl auch einzigartiges Geschenk erhalten.

Erfreulicherweise sind nicht nur in östlichen, sondern auch in manchen namhaften Zeitungen im Reich Proben aus dem Werkchen zum Abdruck gebracht worden, wie es ja überhaupt zu wünschen ist, daß ein Dichter von Schefflers Qualität möglichst bald Gemeingut des deutschen Volkes wird. Alle heimatfernen Ostdeutschen zum mindesten sollten sich dies Büchlein kaufen und ihren guten Bekannten zur Förderung der Kenntnis östlicher Kultur in die Hand drücken. Für Bibliophile möchte ich nicht versäumen zu betonen, daß auch dies Büchlein (wie Schefflers Erstlingswerk „Mein Lied“, das auch nur 3 Goldmark kostet) in einer von Friß Brachhaus eigens entworfenen lithographischen Schrift abgezogen ist. Es ist Scheffler jedenfalls gegeben, was er selber in einem seiner neuen Gedichte von den Künstlern sagt:

Doch nur wenige dürfen schauen  
tiefen Glanz aus Gottes Türen.  
Und dann leuchtet, was sie bauen,  
und es tönt, was sie berühren.

## Der Kampf um den Spielplan

(Danziger Schauspiel 1923/24)

Von Willibald O m a n k o w s k i (Danzig)

Das Verlangen nach neuzeitlicher Gestaltung des Danziger Stadttheaterspielplanes, seit länger als einem Jahrzehnt mit stets erneuter Dringlichkeit von jenen ausgesprochen, die in einem Theater mehr als eine Belustigungsstätte sehen, wird nun immer heftiger, zieht selbst die sonst Abseitigen in den Kreis der Streiter und macht allmählich das Lager der Verstockten verstummen. Selbst das Stadtverordnetenparlament sah gelegentlich der mit einiger Leidenschaftlichkeit geführten Theaterdebatte hinsichtlich des Spielplanes erfreuliche Einmütigkeit.

Wie der Danziger Spielplan aussieht, so sah er schon seit Bestehen dieser Zeitschrift aus, und meine darin immer aufs neue ausgesprochenen Klagen, mag ich nicht wiederholen. Der Intendant befindet sich nun insofern in einer gewissen Deckung, als er nicht ohne alle Berechtigung sagt: „Ich kann mir „literarische



Experimente“ nicht leisten, da die Mittel und Zuschüsse, die man mir gewährt, mich zwingen, den Betrieb eines Geschäftstheaters zu führen.“ So ist denn seine einzige Sorge, volle Häuser zu machen, und wie man die macht, das weiß jedes kleine Kind. Man ist an maßgeblicher Stelle froh, wenn die Karre läuft, ohne den Geldsack des Staates zu beschweren. Aber dieselben Leute, die das gutheißen, sind es gerade, die bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit den Mund weit aufreißen über Erhaltung und Festigung des Deutschtums. Statt daß sie in ihrem Theater den wesentlichsten Faktor der Propaganda nützen, alle nur erdenklichen Mittel flottmachen, um ein Theaterleben zu gestalten, das dem gleichgroßer Städte nicht nur die Wage hält, sondern es noch weit überflügelt, geradezu die Aufmerksamkeit des Deutschen Reiches auf sich lenkt und so seine Strahlen weiter in das gebildete Ausland sendet, wird ein kleines Provinztheater gerade so lebensfähig erhalten. Denn so, wie das Danziger Theater gegenwärtig gestellt ist, unterscheidet es sich kaum wesentlich vom Geschäftstheater dunkler Epochen. Die Sehnsucht nach zeitgenössischer Kunst schreit förmlich bei uns. Man schart sich um Vorträge und Vorlesungen, man gründet private Kammertheater; alldies sieht man „oben“ nicht oder will es nicht sehen. Immerhin hat dieser Zustand „etwas Gutes: er wird das Erdreich weiterhin bereiten helfen, wird die Sehnsucht nach wahrer Kunst wachsen lassen, und was sich aus echter Sehnsucht gebär, war zu allen Zeiten das Große, Zielgebende.

Wenn ich nun das Fazit der letzten Spielzeit ziehen soll, so ist an Wesentlichem Franz Werfels „Schweiger“ zu erwähnen, der in guter Darbietung eine Reihe voller Häuser machte. Ein herzlich schlechtes Stück von dem gewiß tüchtigen Hanns Johst, „Wechsler und Händler“, erwies sich bei uns nicht einmal als das Kassenstück, das es in anderen Städten gewesen ist. Hans Frank's dramatisch und dichterisch starke Szenenfolge aus der frederizianischen Zeit, „Geschlagen“, als patriotische Jambenveranstaltung geboten, verpuffte gar nach drei Aufführungen. Die amüsante „Hose“ von Karl Sternheim paßte nicht auf die fettwulstigen Schenkel satter Speiße und wurde wieder in den Wäschschrank zurückgetan. Georg Kaisers wuchtiger Anklagedichtung „Die Koralle“, überspült von den Wellen grober Theaterei, erging es nicht besser als Frank's „Geschlagen“. Von dem geistvollen Ludwig Fulda suchte man sich ausgerechnet ein altes und ungewöhnlich blödes Lustspiel, „Der Dummkopf“, aus. Erst gegen Ende der Spielzeit, nachdem die Wogen der Erregung über den erbärmlichen Spielplan reichlich hoch gingen, fand man den Weg zu Hans José Rehfisch, dessen Komödie „Wer weint um Judenaak“ großen Erfolg hatte; ähnlich war es mit Kaisers „Kolportage“, die man im Sommer spielte, wo sie im Winter volle Häuser gemacht hätte.

Besonders nachhaltige Eindrücke kamen von Eugen Klöpfer, der mit dem „Michael Kramer“ in Hauptmanns Drama und mit dem Christian Wach in Dehmels klassisch ebenmäßigen „Menschenfreunden“ bis ins Tiefste erschütterte, wogegen man es schweigend duldete, daß Else Heims sich für ihr Gastspiel einen strammen Reißer aussuchte. An neuen Stücken gab es dann noch eine eigen-



artige Komödie „Im Tal der weißen Lämmer“ von Hermann Kiendl, ein unklares Durcheinander von Enrik, Naivetät, Geschwätz und Rührseligkeit, ein Bankert aus pietistischem Festspiel und Posse, darin uralte Parabelweisheiten den Umweg über Hinterindien machen, deshalb aber durchaus nicht weiser werden. Als „Neuheit“ servierte man Schnitzlers bald zwanzigjähriges „Zwischenspiel“. Die Darbietung war allerdings derart, daß man den Dichter nicht wiedererkannte, und die Bezeichnung einer „Neuheit“ hiernach hinreichend begründet scheint. Mit besonderer Liebe hängt der Intendant Schaper an Sudermann, weniger weil er ihn für einen großen Dichter hält, als weil er ihm die glühend ersehnten vollen Häuser macht. Diesmal bereitete der Favorit dem Mäcen eine bittere Enttäuschung: Obwohl mit Tamtam als Schlager der Saison angekündigt, würgte sich die reichlich blamable „Denkmalsweihe“ mühsam durch vier Abende hindurch. Doch die Siegeszeichen, und damit die Kasse, trugen ein paar andere „Werke“: obenan Rößlers „Die fünf Frankfurter“; dann „Charlens Tante“, „Alt-Heidelberg“ und der Herren Kraatz und Hoffmann „So'n Windhund“; auch das liebenswürdig-nichtsjagende „Krokodil“ des Karl Strecker erwies sich, hier ein unheiliges Tier, als Erfolg und kann neben Suldas „Verlorener Tochter“ noch als Zierde des Spielplanes gelten. Der Vollständigkeit halber seien noch ein paar weitere Taten dieser wahrhaftigen Kulturanstalt aufgeführt: „Der Sprung in die Ehe“, von der Firma Reimann und Schwarz geliefert; von einer anderen vielbegehrten Compagny, Arnold und Bach, bestellte man „Die vertagte Nacht“, von Schwarz und Mathern „Die Meisterbörer“ und von Engel und Horst „Die Welt ohne Männer“. Man sieht: eine Summe hoher geistiger Leistungen. Dazwischen werden auch hier und da unsere Klassiker eingereiht und in vielfach höchst belustigender Art den (durchaus nicht mehr so ganz unkritisch-duldsamen) Schülern und Schülerinnen an ihren Sonntagen „versetzt“.

Mit unbeirrbarer Zieltreue versucht die inzwischen auf fast 5000 Mitgliedern angewachsene „Freie Volksbühne“ aus dem „reichhaltigen“ Spielplan das Wertvolle für seine kulturelle Rettungsarbeit zu gewinnen. An 46 Abenden bzw. Nachmittagen bot sie gute Kunst, soweit die Verhältnisse, d. h. ihre Abhängigkeit vom Repertoire, es gestatteten.

Ein großes Elend ist es hier seit Jahren auch mit den sogenannten Weihnachtsmärchen-Aufführungen, bei denen man den außerordentlich hohen pädagogischen Wert, der in diesen Darbietungen liegt, ganz und gar zu verkennen scheint und genug zu tun glaubt, wenn die Kinderlein recht vergnügt sind und über die mancherlei Wunderlichkeiten, die sich hier ihren ungetrübten Blicken bieten, „ah“ und „oh“ seufzen.

Bleiben schließlich noch die „besonderen Veranstaltungen“. Hierzu gehörten im Vorjahre vorzüglich die literarischen Morgenfeiern, die dieses Mal glücklich auf drei zusammengeschrunpft sind. (Hans Frank, Herbert Sellke und Ferdinand Gregori). Dafür zog der Film ins hohe Haus, der über die Relativitätstheorie Einsteins zu be-



lehren versuchte, und ein „Physiker“, Joachim Bellachini, erzählte von Menschen vor 100 000 Jahren; nun, der muß es ja wissen!

Der Leser weiß nach alledem genug; ich brauche nichts weiter hinzuzusetzen. Ist unser Theaterleben somit auf dem Standpunkt äußerster Armut angekommen, nun, so bleibt uns wenigstens der Kummer einer Steigerung erspart. Oder soll es noch trostloser werden?? Die neue Spielzeit wird es zeigen.

## Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung

Im Kriege hat die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung im Felde und bei den Besatzungstruppen Hervorragendes geleistet. In unserer Zeit geistiger Verarmung und geistigen Niederganges müssen wir immer wieder den Kampf gegen Schmutz und Schund in Schrifttum und Literatur aufnehmen. Wer für das Gute und Schöne eintritt, wer vor allem in seinem Tun und Handeln nicht allein einen subjektiven Zweck verfolgt, sondern seine Kräfte und Taten für das Wohl der Allgemeinheit — des gesamten Volkes — einsetzt, der muß in jeder Hinsicht gefördert werden. Ein solches Bestreben verfolgt die im Jahre 1901 gegründete Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung; sie ist eben ein rein gemeinnütziges Unternehmen, ohne jegliche persönliche Erwerbsabsichten, ihr Zweck ist „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen.“ Es ist unmöglich, auf die vielfachen Leistungen und Bestrebungen dieser Stiftung hinzuweisen; hervorgehoben sei besonders die unentgeltliche Versorgung von Volksbüchereien, Krankenhäusern, Heilstätten und Erziehungsanstalten mit gutem Lesestoff, die Versorgung von Lazaretten, Truppenteilen und der deutschen Kriegsgefangenen im Ausland mit Büchern hervorragender deutscher Schriftsteller. Die Hauptaufgabe der Dichter-Gedächtnis-Stiftung ist der Kampf gegen die Schundliteratur; durch die Herausgabe von Werken unserer Besten: Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, Uhland, Hebbel, Gottfried Keller, Storm, Raabe, Eliencron u. v. a. ist ein Kampfmittel entstanden, und dieser Kampf wird bis zum Äußersten durchgeführt.

Für solch ein gemeinnütziges Unternehmen ist es natürlich sehr schwer, sich in der Nachkriegszeit auf der Höhe zu halten und sich durchzuringen. So hat auch die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung tapfer allem Ansturm die Stirn geboten. Nun will sie von neuem mit frischer Kraft an den Wiederaufbau gehen — an den eigenen — und durch diesen an den des ganzen Volkes.

Es ist eine Pflicht des Dankes, wenn wir, die wir im Felde die uneigennützig Tätigkeit der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung so häufig erlebt haben, ihr jetzt mit allen Kräften zur Seite stehen. Wer eingehendes Material haben will, wende sich an die Geschäftsstelle in Hamburg-Groß-Borsfel. Dort erhält er auch Verzeichnisse der ausgewählten Bücherreihen und Prospekte über Zweck, Ziel und Aufgabe der Stiftung, deren Mitglied er auch werden kann. Das Bücherverzeichnis ist der beste Beweis für die Sorgfalt und Liebe, die hier über diesem Werk waltet. Möchte ihm ein neuer Aufstieg beschieden sein!

C. L.



## Nachtrag<sup>\*)</sup>

Aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens von Wilhelm Jordans „Nibelunge“ (in Buchausgabe), hat der Verlag Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M. soeben einen Neudruck dieses Werkes herausgebracht, dessen zweiter Band (die Dietrichsage) seit einiger Zeit vergriffen war. Gleichzeitig hat er desselben Verfassers Uebersetzung der Edda neu aufgelegt, jener Sammlung alter Heldenslieder, die Jordan für seine Neugestaltung des Nibelungenstoffes heranzog.

Dr. A. Laudien.

## Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Die blüsigste Herberge, der sonnigste Garten voll Blüten ewiger Schönheit ist die Blücherel. Und der zauberische Gesundbrunnen immer erneuter Jugend, der nie versiegende Heilquell steifsten Genießens ist abermals die Blücherel.

Börrles, Frhr. v. Münchhausen

### III. Almanach der Rupprechtspresse (Verlag C. H. Beck, München).

Dieser Almanach offenbart die Hauptrichtung des Beck'schen Verlages. Eine Fülle bedeutender Persönlichkeiten geht durch die Spalten des Buches, das von Dante, Spinoza und Friedrich dem Großen bis zu Gött, Ricarda Huch und Oswald Spengler führt. Letzterer ist mit einer Novelle aus dem Jahre 1910, betitelt „Der Sieger“, vertreten, die vor der Konzeption des „Untergangs des Abendlandes“ geschrieben wurde. Zahlreiche Abbildungen ergänzen den Inhalt des Bandes, der Zeugnis ablegt vom vorbildlichen Wirken eines unsrer wesentlichsten Verlage.

Hans Gäßgen

Gertrud Storm: „Wie mein Vater Immensee erlebte.“ Verlag Hölder - Pichler - Tempel, A. - G.; G. Freytag, G. m. b. H., Wien und Leipzig.

Dieses kleine, liebenswerte Buch der Tochter Storms sucht seine wohl bekannteste und vielleicht schönste Novelle aus einem Liebeserlebnis Storms, aus seiner Neigung zu Berta von Buchau zu erklären. Eine Lebensbeschreibung des Dichters, die Novelle selbst und die reine zarte Liebesgeschichte bilden den Inhalt des Bandes, der allen Freunden Storms willkommen sein wird und einen neuen Zug hinzufügt zu dem Bilde eines unsrer liebenswertesten Dichter.

Hans Gäßgen

„Schlesische Dorfgeschichten“, ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Band I der „Dorfgeschichten“, herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin). Verlag von Martin Warneck, Berlin W 9. Ganzleinenband M. 3.80.

Eine unleugbar verdienstvolle Arbeit wurde mit der Herausgabe dieses Buches geleistet. Verdienstvoll in mehrerlei Art. Gerafft von der überreichen Ernte schlesischer Erzählungskunst, ist es wohl die erste Sammlung deutscher Dorfgeschichten, die auf umfassende Bildhaftigkeit und eine Gewähr für die Wahl nur hervorragender Proben Anspruch erheben darf. Verdienstvoll darum, weil ihr eine, wenn auch knappe, doch zuverlässige einleitende Studie über die

<sup>\*)</sup> Siehe Rundschau Heft 5, Jahrgang V, „Wilhelm Jordans Nibelunge“, Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.



schleifische Dorferzählung und ihre prominenten Vertreter beigegeben ist, die gerade ihrer Kürze wegen auch vom flüchtigen Leser gewürdigt werden wird. Verdienstvoll schließlich aus dem Grunde, daß es — in trefflicher äußerer Form geboten — nun wirklich jedem ermöglicht ist, sich in angenehmer und müheloser Weise ein abgerundetes Bild einer wichtigen Kunstgattung zu verschaffen, was bei deren bedeutenden Umfange bisher beträchtliche Schwierigkeiten bereitete.

H a i n z H a e u s l e r

H. E. Jakob: „Untergang von dreizehn Musiklehrern“; Josef Ponten: „Der Urwald“; Ernst Weiß: „Hodin“; Otto Flake: „Die zweite Jugend“. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Die neuen Bände der Sammlung „Der Falke“, der vornehmen Bücherei zeitgenössischer Novellen, die der bekannte Stuttgarter Verlag herausgibt, halten das hohe Niveau ein, das die bisherigen Erzählungen auszeichnete. Heinrich Eduard Jakob, der sowohl als Dramatiker, wie als eigenartiger Erzähler bislang hervorgetreten ist, erweist sich auch in seiner neuen Novelle als starkes, beachtenswertes Talent. Ponten steht fest im Urteil der Gegenwart; er ist unbestritten eine der stärksten, reifsten Persönlichkeiten im heutigen Schrifttum; die Novelle „Der Urwald“ fügt sich trefflich in das Gesamtbild seines Schaffens. Die innerlich zerrissene Gestalt eines Mörders steht im Mittelpunkt von Ernst Weiß „Hodin“, während in Flakes „Zweiter Jugend“ der krisenreiche Lebenslauf eines Künstlers sich in spannungsreicher Handlung abwickelt. Auch die neuen Bände der Sammlung, deren schmuckes Gewand zu rühmen ist, werden sich der Beliebtheit der früheren erfreuen.

H a n s G ä s g e n

Erich Scheurmann: „Der Segen der Dummheit“. Felsenverlag, Buchenbach-Baden.

Ein aufreizender Titel, aber ein geruhiger Inhalt. Ein schmales Bändchen, aber ein Compendium der Weisheit. Ein flammender Protest wider die „verstandete Welt“. Dem Erkenntnis-Größenwahn des

empirischen Jetztzeitlers wird das in seiner Sinnen- und Seelenweisheit bescheidene Kindergemüt als vorbildlich gegenübergestellt. Für die Seele, als der „eigentlichen Darstellung des lebendigen Lebens“, wird die Befreiung von der Fessel des Verstandes postuliert. Das Buch, das mit stiller und starker Kraft die Altäre des lange genug angebeteten Gözen „Verstand“ zerstört und die Ehrfurcht vor der Majestät der „Weisheit“ lehrt, ist eine Guttat unserer Zeit und ein Lob für Verfasser und Verlag.

H e r b e r t L i p p

Willibald Ubricht: „Neue Geselligkeit“. Felsenverlag, Buchenbach-Baden.

Hier wird von den höchsten Dingen des Menschseins gehandelt: von Freude und Glück. Ein Volksfreund von echtem deutschen Schrot und Korn, dessen Auge und Herz beim Anblick der kitschigen Freuden und fragwürdigen Genüsse unserer freudehungernden Gegenwart nur zu oft geklagt: „Mich jammert des Volkes“, hat seine Stimme erhoben zum Lobpreis der neuen Geselligkeit, die unter Verzicht auf alle Kinohohlheit, Schundbuchphrasen, geistraubenden Rauschgetränke, kindische Leckereien und narrenhafte Volksbelustigungen aus ihrer eigenen Fülle und Kraft ihre Festfreude schöpft. Kampf allem Schein, allem Gemeinen, allem Unedlen, allem Gemachten! — Geburtshilfe und Fürsorge dem Guten, Echten, Wahren, Wesenhaften: das ist die Lösung dieses wertwirkenden Buches. Man soll es nicht lesen und dann „ad acta“ legen, sondern, über den Ernst dieser fundamentalen Forderungen nachsinnend, zu dem Entschluß heranreifen: „Auch ich will ein Mitschaffender sein am Tempelbau unserer Volkskultur!“

H e r b e r t L i p p

Will-Erich Peuckert: „Luntroff“, verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1924. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.25.

Nach der tiefenaufbrechenden, herbdramatischen „Apokalypse 1618“, die man als erdhaftestes Wortwerden des mystischen Schleiertyps vortreffend sich predigen lassen konnte, dieses Buch? — Ist es möglich, daß die Orts-,



die Milieuveränderung eines Menschen sein Schaffen derart verändern kann? — Die naturverbundene Rauheit, die man als die Rauheit uralter Wälder dort durchstürmend und erfrischend auf sich konnte wirken lassen, wie kann sie zum Absurden werden? — Sicher; das macht noch nicht den Beweis der Liebe zu einem Lande aus, daß man unter Umgehung aller seiner Mängel wie ein Händler sich hinstellt und Lobesweisen in die Welt posaunt; das hätte auch zu allerlezt Anspruch auf Kunst. Aber ist es nicht gefahr- voll, Bilder zu entwerfen, die gar zu leicht mißverstanden, mißdeutet werden können? — Stefan Zweig sagt wo: „Immer ist es für einen Dichter gefährlich, seiner Klugheit nachzugeben und sie zur Witzigkeit zu mißbrauchen: die Satire, die ins lebendige Fleisch der Zeit schneidet, wird rasch stumpf und stößt bei der nächsten Generation schon ins Leere. Wohl, die Eigenarten eines Volks- stammes dehnen sich über einen weiteren Zeitraum aus, als da gemeint ist; aber die Satire beschränkt sich hier, in den Geschichten von einem Vagabunden — alias Eulenspiegel —, nicht nur auf diese Eigenheiten. — Wollen wir jemanden aus schlaffer Lauheit, Interesselosigkeit, aus Abgestumpftheit aufrütteln, ihm Wege weisen, dann können, dürfen wir das nicht so tun, daß wir Widerwillen und tatlose Abneigung bei ihm erregen, die doch von je negative Affekte bedeuten.

H a i n z H a e u s l e r

„Die Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten“ (Insel-Verlag, Leipzig).

Die schöne, auf sechs Bände berechnete, vollständige Ausgabe von „1001 Nacht“ ist nun bis zum dritten Bande erschienen; man freut sich immer wieder der prächtigen, grünen Leinenbände und ihres köstlichen Inhalts, den Enno Littmann nach dem arabischen Urtext der Kalkuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen hat. Wer sich gern in den Zauber- gärten dieses unerschöpflichen Werkes verliert, der tue es an Hand der Insel-Ausgabe, der sich keine andere an die Seite stellen kann.

H a n s G ä s g e n

Max Kirschstein: „Tizian“; Oscar Gehrig: „Franz Hals“ (Delphin-Verlag, München).

Weiteste Kreise verdanken den „Kleinen Delphin-Kunstabchern“ Anregung, Belehrung und reiche Freuden; viele, die nicht mehr in der Lage sind, sich kostbare Werke über Kunst und Künstler anzuschaffen, greifen zu den geschmackvollen, wohlfeilen Bändchen des bekannten Münchener Verlages, die, neben gut reproduzierten Abbildungen, trefflich unterrichtende Einführungsworte und meist auch einige Briefe, Gedichte usw. des betreffenden Künstlers enthalten. Die beiden neuesten Nummern der Sammlung sind Tizian, „dem Maler venetianischer Schönheit“, und Franz Hals, „dem Maler holländischer Lebenslust“, gewidmet. Die schmucken Bändchen reihen sich ihren Vorgängern würdig an und werden die Verbreitung finden, die den übrigen Erscheinungen des Delphin-Verlages gegönnt war.

H a n s G ä s g e n

Fritz Gänker: Die Heimwehleute. Ein Buch von der Sehnsucht. Holzwarth-Verlag, Bad Rothenfelde. 314 Seiten. Geb. 4,50 M.

Der liebenswürdige Verfasser des „Rosenhauses“ hat sich in seinem neuen Werk mit innigem Verständnis der Grenzlandvertriebenen angenommen. Es ist zwar nicht der eigentliche Zweck dieses Romans, das Schicksal derjenigen Deutschen, die durch den unglücklichen Ausgang des Krieges ihre Heimat verloren haben, zur Darstellung zu bringen, und es geschieht dies eigentlich nur so nebenher. Aber gerade durch ihr greifbares, jedem Deutschen verständliches und sein Mitgefühl erweckendes Leben wird die Idee des ganzen Buches, welche (ähnlich wie Raabes „Unruhige Gäste“) zeigt, daß wir Erdenwaller alle, jeder in seiner Art, gleichsam mit Heimweh belastet sind wie mit einer stillen Krankheit, erst im Sinne Grillparzers so recht sichtbar. Gänker zeichnet seine Menschen mit zarten, sehr klaren weichen Strichen, und jeder Leser, der Gefallen daran findet, in die Stille der Seele hineinzulauschen, wird das Buch mit Befriedigung aus der Hand legen.

K o p e r n i k u l u s



# NEUE WERKE VON **FRITZ GÖRRES**

## 110 Sinngedichte u. Satiren

Broschiert 1.75 M.

Halbleinen 2.25 M., Ganzleinen 2.75 M.

## „Zwerge und Kobolde“

Ein Bilderbuch (mit Gedichten, Lied und Noten)

für Kinder bis 12 Jahre

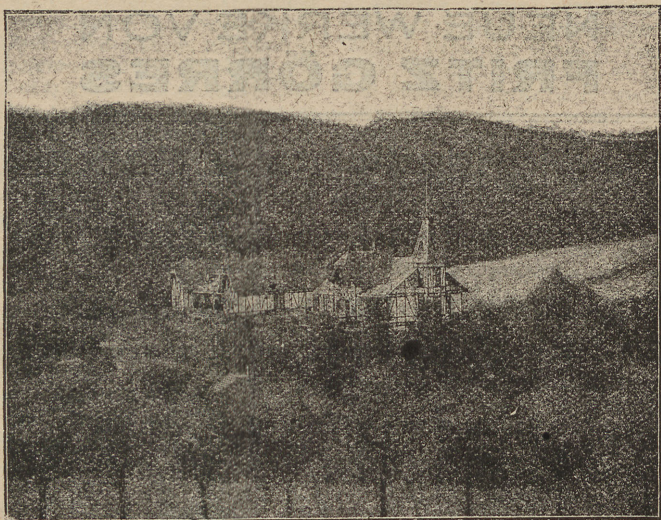
In dauerhaftem Einband 4.— M.



Durch jede gute Buchhandlung

BUCH- UND KUNSTDRUCKVERLAG C. SCHULZE  
ESSEN und BAD SALZUFLEN





# STRAUCHMÜHLE

Idyllischer Luftkurort im Walde bei Oliva

BESITZER: ALBERT LEITZKE

Fernsprecher: Strauchmühle, Amt Oliva No. 1

Mit dem Südharz vergleichbar / 10 Minuten Fußweg von Oliva / 15 Minuten Bahnfahrt Danzig, 5 Minuten Zoppot Straßenbahn 10 Minuten Glettkau, 30 Minuten Danzig Gut eingerichtete Zimmer mit Balkon in sonniger Lage mit und ohne Pension / Warme Bäder / Eigene Kraftanlage für Licht- und Wasserleitung / Zentralheizung

SEHR GEEIGNET FÜR ERHOLUNGSBEDÜRFTIGE

Beste Verpflegung, da eigene Landwirtschaft von 90 Morgen,  
Obstgärten, Forellenteiche

295]

Eigene Gespanne, auch mit Landauer, jeder Zeit zu haben



# Die beliebtesten Erzählungen der ostpreussischen Dichterin **A g n e s H a r d e r**

**Das trautste Marjellchen.** Eine Erzählung. Mit  
zwölf Zeichnungen von  
Heinrich Eusemühl. Dritte Auflage.

Ein Alltagschicksal auf weltgeschichtlichem Hintergrund. Aber so plauderhaft, nett, ohne Banalität und falsche Rührseligkeit wiedererzählt, daß auch nicht allzu anspruchsvolle erwachsene Leser ihre Freude daran haben können. Kleine und große Kinder werden das trautste Marjellchen und seine Gefährtin in Freud' und Leid gewiß rasch lieb gewinnen. Königsberger Allgemeine Zeitung.

**Alle miteinander.** Neues vom trautsten Marjellchen. Erzählung. Zeichnungen von Helene Harth. Zweite Auflage.

Einen großen Vorzug hat das Buch: es ist einfach erzählt, es enthält nicht die üblichen Badfischalbernheiten. Und die Menschen sind Menschen geblieben. Lit. Jahresbericht d. Dürerbundes 1919/20.

**Schlumski.** Eine Hunde- und Menschengeschichte. Mit sechzehn Bildern von Dora Baum. Zweite Auflage.

Es ist vollkommen richtig, wenn gesagt wird: Mit dichterischer Feinheit und menschlicher Güte hat die Verfasserin die Beziehung zwischen Kind und Tier darzustellen versucht. Aber auch jeder Erwachsene, der ein Tierfreund ist, besonders ein Hundefreund, wird diese Geschichte gern lesen, die wirkliche Gemütskräfte zu fördern berufen ist. Jhehoer Nachrichten.

**Alas.** Eine Eisbärggeschichte. Mit Bildern von Heinrich Linzen.

Agnès Harder hat uns mit diesem mit der ganzen Fülle ihrer reichen Kenntnisse ausgestatteten Buch ein schönes Geschenk beschenkt, das auch mit einer Anzahl hübscher Bilder von Heinrich Linzen ausgestattet ist. Ich wünsche, daß es auf vielen Weihnachtstischen liegen möchte, nicht nur als ein für Knaben und ihre erwachsenen Hausgenossen amüsantes Buch, sondern auch als eines, das Interesse für naturwissenschaftliche Kenntnisse, die ein nicht hoch genug zu schätzendes Bildungsmittel sind, bei der Jugend belebt und fördert. Gräfin J. Schwerin in Königsberger Allgemeine Zeitung

**Die Kinder Thors.** Mit Buchschmuck von Franz Stassen.

Aus einem Herzen geboren, das Deutschland liebt, wie es nur ein Kind unserer Heimat lieben kann, sucht dieses Buch sich auseinanderzusetzen mit dem ewig niederbrütenden, ewig ergebenden Drama, das Deutsche Geschichte heißt. Dieses Drama, in dem wie nirgends sonst, in keines Volkes Geschichte, von dem ersten Tag an, wo ein Deutscher aus dem Dunkel seiner Wälder schritt und die Feldzeichen eines glücklicheren Volkes anstaunte, lächerliche Hinterwalddemut neben erhabenster Selbstenhaftigkeit, unirdischer Todesmut und größte Staatsklugheit neben schönstem Verrat des eigenen Bluts, Liebe, die der Welt troht, neben elendestem Verlöschen steht. Ostpreussische Zeitung.

Preis eines jeden Werkes: gebunden M. 3.60

Verlag Friedrich Andreas Perthes u. S. Gotha



# Knopffabrik A.-G.

in Oliva-Danzig

Mühlenhoferweg Nr. 1

Drahtanschrift: Knopffabrik Oliva-Danzig / Telephon Nr. 231

Fabrikation von  
**echten Steinnußknöpfen**  
 aller Art

---

Tägliche Produktion 400 Gros

---

Einzig bestehendes Unternehmen am Platze

Export nach allen Ländern zu  
 den günstigsten Bedingungen

[281]

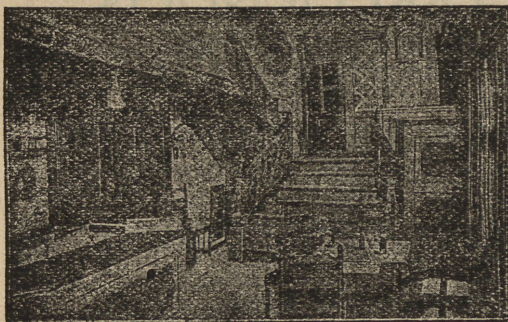
---

Aufträge werden nach eigenen und fremden Vorlagen  
 kurzfristig und in erstklassiger Qualität ausgeführt



# „DER LACHS“

die älteste Likörfabrik Danzigs, feierte am 6. Juli 1923 ihr 325jähriges Jubiläum und hat anlässlich dieses seltenen Festtages nennenswerte Stiftungen für soziale Zwecke seiner Vaterstadt Danzig zur Verfügung gestellt. Im Jahre 1598 gegründet, hat die



Alt-Danziger Treppe in den sehenswerten Probierstuben des Lachs in Danzig.

Berlin errichtet, die durch ihre moderne Einrichtung, sinnreiche Anordnung der Apparate, ein Muster heutiger Fabrikationstechnik darstellt. Die Herstellung geschieht auch dort nach dem einzigartigen Danziger

Lachsrezept, welches, aus Holland stammend, sich seit dreihundert Jahren in der Firma vererbt hat. Nicht Essenzen und Typagen, nur erstklassige Drogen und Kräuter werden verwendet, und die köstlichen Ingredienzen sind es, die den Weltruf des Lachses geschaffen haben.

Möge das „Goldwasser“ des Lachses ein glückbringendes Symbol für kommende Zeiten sein, die nichts mehr von Papiermarkentwertung, Luxussteuer und Zollmultiplikator wissen.

Firma ununterbrochen gearbeitet, Freud und Leid Danzigs sind mit ihrem Schicksal unwandelbar verknüpft. Wie jetzt Danzig als internationale Handelsstadt sich aufschwingt, so spiegelt sich diese Richtung auch in dieser ehrwürdigen Firma wieder. Eine Zweigniederlassung ist in



Aufgang zum Hange-Stühle in den sehenswerten Probierstuben des Lachs in Danzig.



# PHANTASTICA

## DIE BETÄUBENDEN UND ERREGENDEN GENUSSMITTEL

FÜR ÄRZTE UND NICHTÄRZTE

VON

PROFESSOR DR. L. LEWIN

8<sup>o</sup>. VIII und 376 Seiten.

Preis brosch. 16.— M., in Halbleder gebunden 20.— M.

---

Dieses Werk, das erste seiner Art, das ein welterfahrener und als Forscher weithin bekannter Pharmakolog und Toxikolog geschaffen hat, geht jeden Menschen an, weil wohl jeder in irgendeinem Umfange an einem oder dem anderen der hier abgehandelten Stoffe als Genußmittel teilnimmt. Was von den Wirkungen solcher an Gutem oder Bösem bei Menschen gesehen wird, ist hier mit dem Maßstabe gereifter Erkenntnis, sorgsam abwägend, kritisch dargestellt und zu Bildern vereint worden, die dem Denkenden neue Probleme, jedem Wissenwollenden Tatsachen, Fachmännern wie Medizinern, Psychologen, Juristen, National-ökonomern und Staatsmännern Grundlagen für in ihre Gebiete einschlagende Fragen liefern, die sich auf die Wirkungsfolgen des Mißbrauchs betäubender und erregender Genußmittel beziehen, wie sie die Vergangenheit gesehen hat und die Gegenwart in erhöhtem Maße erlebt.

Wie groß die Tragweite solcher Vorkommnisse auch für Staaten werden kann, lehrt dieses Werk. Ueber die Völker ergießt sich jetzt eine hohe Verbrauchswelle von betäubenden Stoffen, die den Staatenlenkern das daraus entstehende Volksunheil zum Bewußtsein gebracht hat. Abwehr ohne Wissen über diese Stoffe ist aussichtslos. Wissensverbreitung erstrebt dieses Werk.

BERLIN NW. 7  
Dorotheenstraße 66/67

GEORG STILKE  
Verlagsbuchhandlung



Soeben erschien:

# Als Wirtschaftsspionier in Russisch-Asien

TAGEBUCHBLÄTTER

von

**Dr. Rudolf Asmis,**

Botschafterat

Mit 96 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und einer Karte.

8°. XII, 234 Seiten.

Geheftet 13 Mk. In Leinen geb. 15 Mk.

Das vorliegende Werk gewährt einen tiefen Einblick in die Wirtschaftslage des gewaltigen Nachbarreiches. Der Verfasser hat auf Grund persönlicher Eindrücke auf seiner Reise ein Buch geschaffen, das allen am Aussenhandel interessierten Kreisen hochwillkommen sein muß. Mit der großen handelspolitischen Bedeutung dieses Buches geht aber ein anderer Nutzen Hand in Hand. Seit fast 10 Jahren haben wir keine zuverlässigen Nachrichten über die Zustände in dem russischen Riesenreich, da alle Berichte und Mitteilungen stets einseitig waren, zuweilen sogar unzuverlässig und politisch gefärbt. Dr. Rudolf Asmis bietet uns in fesselnder Darstellung einen Überblick über die gegenwärtigen Verhältnisse im heutigen Rußland. Wer diese Tagebuchblätter liest, gewinnt einen scharfumrissenen Einblick von den zahllosen Möglichkeiten, die der deutschen Industrie und Kaufmannschaft hier offen stehen. Es ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, daß er seinen Text in eine Form kleidete, die allen Kreisen willkommen sein wird. Kein wissenschaftliches Reisewerk, auch kein wirtschaftliches Nachschlagebuch ist hier geschaffen worden, sondern ein

Werk, das beides in glücklichster Form vereinigt und jedem, der an den hier aufgeworfenen Fragen beteiligt ist, als hervorragender Wegweiser ausgezeichnete Dienste leisten wird.

**Berlin NW. 7**

Dorotheenstr. 66/67

**Georg Stilke,**

Verlagsbuchhandlung



# Tilsiter Zeitung

Unabhängige nationale Tageszeitung

83. Jahrgang

In Stadt und Land  
altangesehenes Organ

Verlag

deutscher u. litauischer Bücher

(u. a.: E. Quentlin — Dr. Reylander  
„Tilsit 1914—1919“)

sowie

Anfertigung

moderner Drucksachen

empfeht

Verlagsbuchhandlung u. Buchdruckerei

J. Reylander & Sohn,

Tilsit

# „Bannerträger“

Blatt des

Jugnationalen Bundes, [231

• Deutsche Jungenschaft •

Wir kämpfen um die politische Einheit der deutschen Jugendbewegung, gegen die geistige und kulturelle Entfremdung der Jugend mit Marienkultus und Volksgemeinschaft.

Wir wollen unseren Jungen den Blick weiten für die Probleme des deutschen Klassenkampfes und für die gesamte internationale Lage.

Wir schulen uns, im Dienste des Vaterlandes in der ganzen Welt für Deutschland zu arbeiten.

Letzte Nummern:

Maiheft: Westmark. Inhalt: Der Rhein, Marschall Joch, Separatismus, Die rote Erde, Westmark.

Juliheft: See und Marine. Inhalt: Seemannsberuf, Nibelungenfahrt, Minensuchen, Manöver. Berichte: Grazer Schutzbundtagung, Lager an der Weser.

In Vorbereitung sind Hefte England, Jugendbewegung, Weltwirtschaft, Soldaten, Kunst.

Anfragen sind zu richten an

Kanzlei, Münster in Westf., Breuel 24 a

# Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

7. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den  
[89] Organisationen in Deutschland.

monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Druckhandlung G.m.b.H., Berlin W 30

Rohrstraße 22.

# „Dorpater Nachrichten“

Deutsch-Baltische Tageszeitung  
in Estland

hat sich die Erhaltung und den Wiederaufbau deutscher Kultur in Estland zum Ziel gesetzt.

Der Transit nach Rußland geht  
[191] durch Estland

Estland bezieht seinen Bedarf an Industrieerzeugnissen aus Deutschland

Inferieren Sie daher in den

„Dorpater Nachrichten“

Verantwortlicher Schriftleiter: C. Glä

Herausgeber:

Buchdruckerei und Verlag S. Laatsmann

Abonnementspreis: Mk. 15.— monatlich, fürs Ausland 110 EM.

Inserate: im Einzelheft: EM. 4.— für 1 m/m der Anzeigenpalette; im Text: EM. 10.— für 1 m/m der Textpalette.

Annahme der Inserate: in der Expedition der „Dorpater Nachrichten“, Rigasche Str. Nr. 6, in sämtlichen Postanstalten und in den am Kopf der Zeitung verzeichneten Annahmestellen



# Weinrestaurant „Kakadu“ Zoppot

333]

Das ganze Jahr geöffnet  
Anerkannt beste Küche

## Reserviert für Danziger Waggonfabrik.

147]

### „FREIE PRESSE“

**Blatt der Deutschen  
— in Polen —** [338]

Das nachweislich verbreitetste  
deutsche Nachrichtenblatt  
:: im ehemaligen Kongreßpolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschtums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt aufrechtzuerhalten.

Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint  
:: die Wochenschrift ::

### „Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der  
Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

### „FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung  
LODZ, Petrikauer Straße 86

### Die große deutsche Zeitung Estlands REVALER BOTE

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalischen Zeitung“) ist das deutsche kulturell, politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland.

Vermittelt den Weg in den Osten.  
Einzigste deutsche Zeitung in Europa mit besonderer Rußland-Beilage, die weite Verbreitung und größte Anerkennung von seiten wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Organisationen findet.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich 2.60 GMk. Die Staatspostanstalten in Estland, ebenso in Deutschland, Finnland und anderen Ländern nehmen Abonnements entgegen.  
Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents.  
Zahlstelle in Deutschland Postscheckkonto Berlin 122602

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.



# Hahn & Löchel \* Danzig

Tel. 508, 3082.

Langgasse 72

**Orthopädisch-medizinisches  
Fach- und Versandgeschäft**

[315]

**Optik, Operationsmöbel  
Kunstglieder, Bandagen**

# Kattowitzer Zeitung

Oberschlesisches Handelsblatt  
54. Jahrgang

Das maßgebende Organ in Fragen der  
**Politik u. Wirtschaft**

Zuverlässige Berichterstattung  
Führendes Blatt für

**Handel und Industrie**

Verbreitetste u. angesehenste Tages-  
zeitung im polnischen Industriegebiet

Erfolgreichstes Insertionsorgan  
Probenummer auf Wunsch unberechnet

# Zentralheizungen

aller Art

**Warmwasserbereitungen**

**Gas, Wasser- und  
Kanalisationsanlagen**

**Hochdruckleitungen**

liefern auf Grund langjähriger  
Spezialerfahrungen

[302]

# Degen & Goebel

G. m. b. H.

Filialleiter: Ing. Harwart

**Danzig - Oliva**

Dultzstr. 4

Fernspr. 155

# Germania-Drogerie

Ernst Friese, Oliva

Markt 21

Markt 21

**Drogen  
Chemikalien  
Parfümerien  
Sellen**

[271]

\*

# A. Manfras

Danzig

Hundegasse 120 / Telefon 2403

**Feine  
Maßschneiderei  
und  
Stofflager**

\*

[308]



# VICTOR LIETZAU A.-G.

Telefon  
87, 187

**DANZIG, Langgasse 38**

Fabrikation  
Engros- und  
Einzel-Verkauf

**Nautik**  
Kompass  
Sextanten  
Logguhren  
Megaphone

**Optik**  
Photoapparate  
Brillen  
Mikroskope  
Ferngläser

**Geodäsie**  
Reißzeuge  
Nivelliere  
Meßinstrumente  
 jeder Art

**Elektro-  
technik**  
Stark- und Schwach-  
strom-Installationen  
Telephon- und Blitz-  
schutz-Anlagen

[308]

## PAUL GILLIS

Königsberg i. Pr.

Automobile – Motorräder  
Zubehör

[211]

## Georg Jacobi, Danzig

Fernschrift:  
GeJa.

Hopfengasse 25

Fernruf:  
61, 5868.

Gross-Handels-Vertretungen. Direkte Beziehungen zu  
Firmen des europäischen Kontinents wie mit Amerika.

[309]

**Lebens- und Genussmittel aller Art**  
Insbesondere Reis, Tee, Kaffee, Zucker, Kakaopulver, Kakaobohnen,  
Kakaobutter, Mehl, Hülsenfrüchte, Gewürze, technische Fette.

Vertreter der Baltischen Zucker-Raffinerie A.-G., Danzig-Neufahr-  
wasser und der Morris-Packing-Company, Chicago-Hamburg.

## „ELASTO“-LACKE

der

**Danziger Lack- u. Farbenwerke A.-G.**

**DANZIG-LANGFUHR, Friedensschluß**

TELEPHON:  
Nummer 698

Waggons:  
Anschlußgleis Lackfabrik

Telegramme:  
FARBENWERKE

[339]

**SPEZIALITÄTEN:**

Kutschenlacke, Schleiflacke, weiße sowie bunte Emaillen,  
Rostschutzfarben, Ölfarben, Spachtel und Sikkative.



# S. LEWIN

318]

## DANZIG

### HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

TEL. 189, 3777, 8230

TEL. 189, 3777, 8230

## Schürzen- u. Wäschefabrik

**Grösste Leistungsfähigkeit  
Lagerbesuch stets lohnend**

# Krüger & Gdanietz

## Danzig, Altst. Graben 69/70

Drahtanschrift: „Tritex“

Telefon: 5930

### Kommissionen

### Agenturen

Wir unterhalten ständige Kommissionsläger führender  
deutscher, französischer und schweizerischer Firmen  
in

325]

Spitzen, Stickereien, Stoffen, Strumpf-  
waren, Handschuhen, Wolle u. Wollwaren  
Seidenbändern und Knöpfen jeder Art  
Herrenwäsche

**Generalvertretung der Mech. Trikotweberel  
:: Danzig, G. m. b. H., Danzig-Langfuhr ::**

**Ständiges Lager in Trikotagen**

**Billigste Einkaufsgelegenheit für Grossisten u. Kaufhäuser**

**Import**
**Transit**
**Export**



# KURHAUS OLIVA

Bes.: EUGEN KATT

Bergstr. 5      direkt am Walde      Telefon 27

## Hotel-Pension I. Ranges

Terrasse ∴ Veranda ∴ Gesellschaftsräume

Täglich Konzert — Reunion

Eigene Autos ständig zur Verfügung

Vorzügliche Küche

288]

la Keller

Autogarage — Ausspannung

### Danziger Gewürzmühle

Garantiert  
reine Gewürze in  
Beuteln zu 10 u.  
20 Pfennig im  
Verkauf.



[822]

### Ernst Fast Danzig

Hopfengasse 76

Tel. 5713

Tel. 5713

### „DOM“Spezialfabrikate

Getreide-Reinigungs-  
maschinen \* Stroh-  
elevatoren \* Eggen  
Höhenförderer  
Motorwagen  
Gartenmöbel  
Wäsche-  
mangeln

[805]

Danzig-Ollvaer Maschinenfabrik und  
Dampfsägewerk Aktiengesellschaft  
Danzig, Frauengasse 35



KONDITIONEIREI u. CAFÉ  
OSKAR KOCK  
OLIVA  
am Schloßgarten Nr. 18

Telefon 123

Telefon 123

286]



Gegenüber dem Schloßgarten und an der Halte-  
stelle der Straßenbahn Oliva—Danzig

Meierei,  
Delikateffen- und Kolonialwaren-Handlung  
En gros En detail

B. Kroen & S. Marx Nachf.  
Inh.: Albert Sischer

Oliva, Delbrückstraße 4

Fernsprecher Nr. 116

Fernsprecher Nr. 116



289]

Bankkonten:  
Deutsche Bank / Volksbank Oliva / Gemeindesparkasse Oliva



# Schloß-Hotel, Oliva

S. Zühlke, Schloßgarten 9, neben der Post. Tel. 35

Café / Konditorei / Weinstuben  
Garten / Veranden, offen und ge-  
schlossen / Vereinszimmer / Gute  
Küche / ff. Asphalt-Regelbahn  
Ausspannung / Autogarage  
Radfahrerstation.

285]

Wein-, Likör-, Zigarren- und Zigaretten-Handlung zu Engros-Preisen

# BORG



**FÜR  
QUALITÄT RAUCHER**



<b>UT-Lichtspiele</b>	
Danzig, am Hauptbahnhof	
	Danzigs größtes und vornehmstes Lichtspieltheater
<b>Gute Musik</b>	
*****	
<b>Erste Künstler</b>	* Ufr- u. Erstaufführungen von Filmen neuester Produktion * Die UT-Lichtspiele gehören zum Theater-Konzern der Universum-Film-Aktiengesellschaft „Ufa“ Berlin, die über rund 120 Theater mit ca. 100000 Sitzplätzen verfügt
<b>Vorführung 4, 6, 8 Uhr</b>	
	

[138]

Entzückt ist jede Dame  
über  
**Nestle's**  
**Dauerwellen**

Alleinige Ausführung  
**Haar-Körner**  
Danzig, Kohlenmarkt 18/19  
= Telephon 2279 =  
Brochure gratis!

[133]

**Walter Roesler**  
Fleischermeister  
Danzig - Neufahrwasser  
Olivaer Strasse 66  
= Telephon 809 =  
Bank-Konto:  
Danziger Privat-Aktien-Bank  
[316]

---

**Beste Bezugsquelle  
erstklassiger Fleisch-  
und Wurstwaren**

---

**Belieferung  
erstklassiger Hotels  
und Restaurants.**

**Franz Roesler Nachflg.**  
Inh. Benjamin Roesler  
Fleischermeister  
Danzig - Neufahrwasser  
Olivaer Strasse 36      Telephon 6197  
Bank-Konto:  
Danziger Privat-Aktien-Bank  
**Schlachtereier**  
[242]

---

**Belieferung sämtlicher in-  
und ausländischer Schiffe  
mit frischem Proviant  
sowie Dauerware**



# Café Ecker-Zoppot

Fernruf 104

Das ganze Jahr geöffnet.

☉ Täglich Konzert. ☉

Kalte  
und warme Küche.

Diners von 12-3 Uhr.

Eigene Konditorei.

Bestellungen  
von

Torten, Baumkuchen,  
Crèmes, Eis, bunte  
Schüsseln werden  
bestens ausgeführt.

[128]

## M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Grosshandlung  
für Kurzwaren, Besatzartikel  
Trikotagen u. Strumpfwaren

[154]

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den  
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da  
täglich Eingang von Neuheiten.



Soeben erschienen:

# HARZBUCH

von

CARL LANGE

mit Offsetumschlag und 18 Steinzeichnungen  
von  
BERTHOLD HELLINGRATH

Prels in Leinen geb. 9,— G.-Mk.

BERLIN NW. 7  
Dorotheenstr. 66/67

GEORG STILKE  
Verlagsbuchhandlung

**S. LEWANDOWSKI**

268]

**OLIVA, MARKT 4-5**

**MANUFAKTUR-, KURZ-, WEISS- U. WOLL-  
WAREN, KONFEKTION U. SCHUHWAREN**

**BRUNO TOERCKLER**  
**FABRIK FÜR HAUS- UND TOILETTESEIFEN**

284]

SPEZIALITÄT DER HAUSSEIFEN-ABT.:

ELFENBEINSEIFE IM KARTON, SPE-

ZIALITÄT DER TOILETTESEIFEN-

ABT.: GLYZERIN-GOLDCREAM-SEIFE

FABRIKATION VON KRISTALLSODA,

BLEICHSODA, SEIFENPULVER, LAGER

VON PARFÜMS SOWIE ALLEN WASCH-

ARTIKELN, LICHTERN, LUXUSKERZEN

USW. USW.

**FABRIK: OLIVA**

**HAUPTGESCHÄFT  
MIT NIEDERLAGE**

**DANZIG, ZIEGENGASSE 12**

Fernruf Oliva: 26 / Fernruf: Danzig 71 / Postscheckkonto: Danzig 1887  
Bankkonto: Sparkasse Gemeinde Oliva



# Kurt Kessler

FABRIK FEINER LIKÖRE

**ZOPPOT, POMMERSCHE STRASSE Nr. 36**

Telefon 92, Telegrammadresse: KURT KESSLER

## Spezialitäten:

Danziger Liköre / Zoppoter Edelkorn / Zoppoter bittre Tropfen

## Abteilung II:

Autogarage \* Benzin und Oelstation

166

# WALTER GOLDSTEIN

Tel. 3140

**DANZIG**

Tel. 3140



[818]

Leinen-Baumwollwaren engros

# Danziger Schokoladenfabrik A.G., Danzig

Weidengasse Nr. 35—38

::

::

Fernsprecher 3104 und 6255

## AIDA-SCHOKOLADEN

Aida-Sahne / Aida-Schmelz / Aida-Bitter

[181]

Aida-Mokka / Aida-Haushalt

**GRÖSSTE LEISTUNGSFÄHIGKEIT FÜR EXPORT**

# H. BERNEAUD

183] DANZIG \* STETTIN \* ABERDEEN

H. Berneaud & Co., Königsberg i. Pr.

## Herings-Im- u. -Export

Danzig, Kiebitz- und Stützengasse o. Tel. 40 und 3340



92]

**Restaurant****JUNKERHOF**

Inhaber:

**Felix Peter \* Danzig \* Jopengasse 16**

Telefon 5198

**August Momber**

G. m. b. H.

**Gegründ. 1836 Danzig, Dominikswall 9-10 Fernspr. 123****Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung**

Teppiche : Klubmöbel

Gardinen : Innendekorationen

Betteinrichtungen : Leinenwaren

[298]

**Einziges Spezialhaus am Platze****Damen- und Herrenfrisiergeschäft**

Solide Preise, sauberste Wäsche,

282]

\* \* sorgfältigste Bedienung \* \*

**Paul Hinz,****Oliva, Ecke Zahnstraße und Waldstraße**



# Möbelfabrik H. Scheffler

## Danzig

Büroeinrichtungen

Einzelne Büromöbel  
Polstermöbel

Fernruf: 614 und 5762

Am  
Holzraum 3/4

Wohnungseinrichtungen

Innenausbau  
Baumschleifarbeiten

Gegründet 1876

[119]

# A. D. HANOW

## HERREN-MODEN

307]

DANZIG, HUNDEGASSE 106/7

GEGRÜNDET 1852

TELEFON 1502

## STEINGUTFABRIKEN VELTEN-VORDAMM

G · M · B · H

Velten bei Berlin  
Vordamm a. d. Ostbahn

Handgemalte  
Gebrauchsgeschirre  
und Kunstkeramiken  
vereinigen in sich tech-  
nische Güte, zweck-  
mäßige Formen und  
künstlerische Gestaltung  
und dienen so gleich-  
zeitig zu Gebrauch und  
Schmuck

239]

## M. A. Hasse Nachf.

Danzig

Zigarren- u. Tabak-Fabriken



**Kontor:**

Altstadt. Graben 4/6

Tel. 856

**Fabrikation:**

Weidengasse 35/8, Tor 4  
(Gewerfabrik)

76]

Tel. 5514



# DANZIGER BLECHWAREN-WERKE

[313]

AKTIEN-GESELLSCHAFT

Marmeladeneimer

Kanister für Spiritus,  
Öl, LackPatenteindrückdeckel-  
dosen

Stülpedeckeldosen

Bohnermassedosen

**DANZIG**

Reltergasse Nr. 13/14

TELEGR.-ADR.:  
„OSTBLECH“

TELEFON

5393

1890

\*

Schuhkremedosen

Kronenkorke

(Flaschenverschlüsse)

Bonbondosen

Ovale und viereckige

Sardinendosen

Musterdosen für alle

Zwecke

**KONSERVENDOSSEN FÜR  
GEMÜSE, FISCH, FLEISCH, OBST  
BLECHDRUCKEREI      BLECHLACKIEREREI**

Spezialität: Farbige Reklameplakate nach künstlerischen Entwürfen

## KAUFHAUS JULIUS HEIMANN OLIVA, AM MARKT 18

276]

\*

MANUFAKTUR-  
U. MODEWAREN, WÄSCHE-AUSSTATTUNGS-  
GESCHÄFT, CONFEKTION, BADE-ARTIKEL

## Fischer & Nickel

Danzig \* Stettin \* Elbing \* Tilsit

Treibriemen / Techn.  
Gummi- und Asbest-  
Fabrikate / Armaturen  
Mineral-Öle [84]

## Kurhaus u. Strandhalle Brösen, Ostseebad der Stadt Danzig

120

Telefon Danzig 3486

Inh. Paul Ibold

die gegebene grosse Gaststätte für Familien, Ausflügler u. Erholungsuchende





# Adler-Apotheke

270]

**OLIVA**

Am Schloßgarten 12



H. Geldler

**CARL FIERKE**

Gegründet 1894

**OLIVA**

Danziger Str. 10-11

Fernsprecher 56

296]

**HOLZ- UND  
KOHLEN-  
HANDLUNG**

**BAU.**

  
**MATERIALIEN**
**Fuhrwerks-  
Wage am Platze****R. Dahlmann Nachf.**

Inhaber: JULIUS HOOG

279]

.....

KOLONIALWARENDELIKATESSENGEMÜSE-KONSERVENSÜDFRÜCHTE,  
WILD. GEFLÜGEL  
UND FEINE  
FLEISCHWARENKAFFEE-RÖSTEREI**OLIVA**

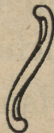
FERNSPRECHER NR. 14

**Walter Frommann**

Fleischermelster

**Oliva, Markt 2**

— TELEFON 5 —



277]

**Feinste  
Fleisch-, Wurst-  
und Aufschnitt-  
waren**



Erstklassiger  
Herren-und Damen-  
Frisier-Salon



Verkauf sämtlicher  
Parfümerien und  
Seifen



Frau Hedwig Pape  
OLIVA  
Markt 20

[269]

Gartenbaubetrieb  
**Bruno Rose**  
Oliva



Schloßgärtnerei

Spezialität:  
Neuanlagen und Instand-  
haltung von Gärten

[294]

**Ed. Springer**

Oliva  
Eisenwarenhandlung



Magazin  
für Küche und  
Haus



Einziges Spezialgeschäft  
am Platze

[278]

Feinbäckerei  
**Fritz Seikowski**

Am Markt Nr. 1  
Oliva

empfiehlt  
seine anerkannt gute  
Backware



Spezialität:  
Dr.-Kraus-Brot

[292]



Spezialität:

**frisch geröstete  
Kaffees**

in hervorragender Qualität  
zu mäßigen Preisen

**Kaffeerösterei**  
mit elektrischem Betrieb

Tee \* Kakao \* Konfitüren  
Schokolade \* Kolonialwaren  
Delikatessen \* Südfrüchte  
Weine

**Wilhelm Thiel**

Oliva  
280] Freistaat Danzig  
Waldstr. 1 Waldstr. 1

**Bernhard Tieb**

Oliva-Danzig

Haus gegr. 1610

S

Kolonial-, Eisenwaren  
Baumaterialien  
287] Kohlen

**F. Steinwartz**

vorm. Franz Werner

**Maßgeschäft**  
**für elegante Herren- u.**  
**Damen-Kleidung**  
**Pelze**

336]

**Danzig, Holzmarkt 15-16**

Gegründet 1879

Fernspr. 1150



# Max Lindenblatt

## Feinkosthandlung

[342]

Danzig, Heilige-Geist-Gasse 131

Gegründet 1887

Telefon 1184

# AMERICAN COTTON TRADING CORPORATION

G. m. b. H.

## Roh-Baumwolle

[344]

Danzig

Tel. 3265

Elisabethwall 9

Tel.-Adr.: „Cotton“

# Herbert Marx

Oliva  
Am Markt 3

Wurst-  
und  
Aufschnitt-  
waren

★

Delikatessen

298]

# Ostseebad ZOPPOT

Herrliche Natur  
Mildes Klima  
Hochelegantes Kurleben  
Sport  
Moderne  
Seebadeanstalten  
Kasino / Theater  
Konzerte

265]

Warmbad mit allen medizi-  
nischen Bädern u. Inhalatorium



Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

# Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym

Fortgeführt von Heinrich v. Treitschke und Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte.

Band 198, Heft 1

Oktober 1924

Aus dem Inhalt:

*Emil Daniels, Asquith, Grey und der Ursprung des Weltkrieges*  
*Friedrich Neubauer, Die nationale Erziehung und die preußische Neuordnung des höheren Schulwesens*  
*Josef Körner, Carolinens Rivalin*  
*Werner Deubel, Die Philosophie von Ludwig Klages*  
*Karl Demeter, Der Geist der deutschen Sozialpolitik vor dem Kriege*  
*Karl Federn, Kleist und Goethe*

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatshefte“ (gegen Einsendung des Portos von —.10 Mk.) kostenfrei zur Verfügung. Die Preußischen Jahrbücher sind zu beziehen durch den Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag

==== Preis pro Heft 1,50 Goldmark ====

**BERLIN NW. 7**

Dorotheen-Straße 66/67

**GEORG STILKE**

Verlagsbuchhandlung

**250.**

## Preussisch-Süddeutsche Jubiläums-Klassenlotterie

320 000 Lose mit 110 000 Gew. und 1 Prämie in 5 Klassen = 21 140 000 R.-Mk.

**Höchstgewinn** gem. § 9 =

**1 Million R.-Mark**

1 Prämie zu	<b>500 000</b>
1 Gewinn „	<b>500 000</b>
1 Gewinn „	<b>300 000</b>
1 Gewinn „	<b>200 000</b>
1 Gewinn „	<b>150 000</b>
6 Gewinne „	<b>100 000</b>

usw. Alle Los-Nummern und Gewinne werden jetzt wieder einzeln gezogen.

—— **Ziehung: 1. Klasse am 10. und 11. Oktober.** ——

Pro Klasse: **Los-Preise:** für alle 5 Klassen

**achtel = 3 Mk.**

**viertel = 6 „**

**halbe = 12 „**

**ganze = 24 „**

**achtel = 15 Mk.**

**viertel = 30 „**

**halbe = 60 „**

**ganze = 120 „**

**Stilke, Lotterie-Einnehmer, Berlin W. 8, Unter den Linden 14.** Postscheck 311 10.



# ERTMANN & PERLEWITZ

★

Tuch-, Manufaktur- und Modewaren  
Damen-, Herren- und Kindertkonfektion

Wäschefabrik

Aussteuern / Beste Qualitäten

Billige Preise

824]

★

=== Danzig, Holzmarkt 25/26 ===

## Wurstfabrik nach Braunschweiger Art

Erste Fabrik im Freistaat, geleitet von Braunschweiger Spezialisten  
Große Leistungsfähigkeit in der Fabrikation sämtlicher Wurstarten

256]

Spezialität:

**Tilsners Delikateßwürstchen (In Dosen von 5-30 Paar)**

**Bockwürstchen in Dosen von 4-30 Stück,**

**sämtliche Wurstsorten**

**alle Arten Aufschnitt, roher und gekochter Schinken**

## Ernst Tilsner

Fabrik: Oliva bei Danzig, Rosengasse 39 Telefon: Oliva 78

erhältlich in sämtlichen Delikateßgeschäften



# Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und  
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst  
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

5. Jahrg. November 1924 Nr. 8

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden  
Porto in Papiergeld einfügen, falls  
Rücksendung erwünscht

## Inhalt:

	Seite
Bruno Arndt: Unsere Heimat . . . . .	659
Dr. Wilhelm Schuster: Joseph von Eichendorff, der Lyriker des oberschlesischen Baldes, m. Bild . . . . .	661
Dr. Karl Konrad: Mag Odon, ein ober- schlesischer Maler, mit Bildern . . . . .	673
Willibald Köhler: Gedichte . . . . .	689
Dr. Johannes Chrastetz: Ueber die Entwicklung der kirchenpolitischen Zugehörigkeit Ober- schlesiens . . . . .	691
Alfred Hein: Bergleute . . . . .	699
Rudolf Fiksel: Die Klage Pans . . . . .	699
Dr. Helmut Wode: Bruno Arndt . . . . .	700
Aus Bruno Arndts Tagebuch . . . . .	704
Bruno Arndt: Gedichte . . . . .	706
Dr. phil. Carl David Marcus: Eichendorff und die Gestalt seiner Helden . . . . .	708
Walter Schimmel-Falkenau: Heimkehr von meiner Thüringensfahrt . . . . .	717
Robert Kurpiun: Zum Licht . . . . .	718

## Rundschau:

Rudolf Fiksel: Das deutsche Theater in Kattowitz . . . . .	724
Dr. Leo Roszella: Oberschlesische Landschaft . . . . .	726
Dr. Leo Roszella: Frontzeichnungssoffave . . . . .	727
Arthur Silbergleit: Die Inbrunnensäule . . . . .	727
Werner Deubel: Der Romandichter Alitz . . . . .	728
Dr. Helmut Wode: Walter Schimmel-Falkenau . . . . .	731
Walter Schimmel-Falkenau: Agneschta Djud . . . . .	733
Die Müller-Eberhart: Spiele e. B. . . . .	735
Waldemar Müller-Eberhart: Vorspruch . . . . .	736
Apornifulus: Totentwurf . . . . .	738
Carl Lange: Kalender 1925 . . . . .	739
<b>Buchbesprechungen</b> . . . . .	741 - 746

Nachdruck und Nachbildung verboten  
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924  
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8  
Berlin NW. 1, Dorotheenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:  
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstr. 9

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“  
kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post  
oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ost-  
preußen durch Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.,  
Paradeplatz, für Estland durch Kluge & Ströhm,  
Reval, für Lettland durch Gustav Löffler, Riga.  
Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1,— Gold-  
mark, für Danzig 1,30 Danziger Gulden.

Soeben erschienen:

# Almanach der Ostdeutschen Monatshefte

für das Jahr 1925

Herausgeber Carl Lange

Mit zahlreichen Abbildungen  
und einem farbigen Titelbilde  
von Berthold Hellingrath

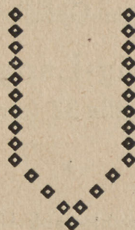
Preis gebunden 4 Mark

Berlin-Danzig Georg Stilke

## Kurt H. Lutteroth

### Assekuranz

[93]



Hamburg  
Danzig

Berlin  
Memel



# Disconto-Gesellschaft

Filiale Danzig

Langgasse 45

[91]

**Danziger**  
**Allgemeine Verkehrsbank**  
Aktien-Gesellschaft

**Danzig-Langfuhr**  
Hauptstraße 32 (am Markt)

★

Drahtanschrift:  
Verkehrsbank Langfuhr  
Postscheck-Konto:  
Danzig 2380  
Fernsprecher: 2094

**Commerz-u. Privat-Bank**

Aktiengesellschaft

**Filiale Danzig**

Langermarkt 14

★

Telegrammadresse: Hanseatic  
Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

79]



**Telegramm-  
Adresse:  
Karosserie  
Zoppot**



**Telefon:  
Zoppot  
651, 52  
579**

[366]

## **D. K. F. Karosserien sind erstklassig!**

Spezialfabrik für Karosserie-  
bau und Automobilreparatur  
Anfertigung von Ersatzteilen

**Danziger Karosseriefabrik A.-G.  
Zoppot**

## **BRITISH TRADE CORPORATION**

Incorporated by Royal Charter

145]

### **DANZIG BRANCH**

**Domnickswall 6**

Telegramm-Adresse: Trabanque

Telefon-Nrn. 337, 5266, 5267, 1488

7197, 7198, 7199, 8001

**Ausführung  
aller bankgeschäftlichen Transaktionen**

**LLOYDS SUB AGENCY**



Die  
**Hansa-Bank**

**Aktiengesellschaft**

**DANZIG, Brotbänkengasse 43**

hält sich zur Erledigung  
sämtlicher bankgeschäftlichen  
Transaktionen bestens  
empfohlen

162]

oooooooooooooooo

Telefon: 560, 1899, 7184, 7185

Postscheckkonto:

Danzig Nr. 1158

Stettin Nr. 12060

**Bassko**

Baltisches Assekuranz-  
und Handelskontor  
Aktiengesellschaft

.....  
Versicherungen aller Art  
Warenagentur u. Commission  
.....

**Danzig**

Milchkannengasse 1 a

Fernsprecher 5769

[224

Transporte nach dem Osten  
**Schenker's**  
**Transport-Organisation**

Spedition — Befrachtung ganzer Dampfer — Luft-  
gütertransporte — Verzollungen — Einlagerungen  
Inkassi — Versicherungen — Auskunft in allen öst-  
lichen Transport- und Wirtschaftsangelegenheiten

**Spezialverkehre**

[149

nach Finnland, Estland, Lettland, Litauen, dem  
Memelgebiet, Danzig, Polen, Sowjetrußland, der  
Sowjetukraine und dem Kaukasus



# Johs. P. Uhlirsch

## Wäschefabrik

Vertretungen, Export und Großhandel in Textilwaren

## Königsberg i. Pr.

Weidenbamm 4

## Danzig

Altstädtischer Graben 19/20



Vertreter und Fabrikträger der Firmen:

Wäsche-Fabriken Gebr. Simon,  
S. m. b. H., Rue im Erzgebirge

\*

Strumpffabrik J. S. Gläser jun.,  
Schönau-Chemnitz.



**E.G.  
O**

**AUSSTELLUNGS HAUS  
E.G. OLSCHESWSKI**

---

**MÖBEL : FABRIK**

**DANZIG**

**ELISABETH-WALL 6**

**TÖPFER GASSE 13**

**GEGRÜNDET 1877**

**MÖBEL**

**POLSTERMÖBEL**

**HOCHWERTIGER**

**QUALITÄT**

**WECHSELNDE AUSSTELLUNGEN**

**GEMÄLDE**

**PLASTIK**

**GRAPHIK**



# Raiffeisenhaus Danzig, Krebsmarkt 7/8

## Danziger Raiffeisenbank, e. G. m. b. H.

Drahtanschrift: Raiffeisen Danzig.

Postcheckkonto: Danzig Nr. 142.  
Berlin Nr. 67300.

## Danziger Landwirtschaftsbank Aktiengesellschaft

Aktienkapital: 156 Millionen.

Reserven: 60 Millionen.

Drahtanschrift: Dalabag Danzig.

Postcheckkonto: Danzig, Nr. 7158

Gemeinsame Filialen: Dirschau • Graudenz • Liegenhof.

Fernruf: Nr. 3393, 3491, 3493, 5329, 5539.

Ausführung aller Bankgeschäfte.

## Deutsche Bauernbank für Westpreußen, G. m. b. H.

Fernruf: Nr. 3199—3203.

Postcheckkonto: Danzig, Nr. 1397.

Vertretung der Roggenrentenbank A. G., Berlin.

## Landwirtschaftliche Großhandels-Gesellschaft, mit beschränkter Haftung.

Vollstän-gezahltes Stammkapital: Mtl. 8 000 000.—

Reserven: Mtl. 4 000 000.—

### Zweigniederlassungen und Zweigstellen:

Im Gebiet der Freien Stadt

Danzig

Gr. Zänder, Rathhof, Neuteich,  
Simonsdorf, Sobbowitz und  
Liegenhof.

143]

in Deutschland

Deutsch • Eylau, Freystadt,  
Bischofswerder, Grunau,  
Marienburg, Rosenberg, Giehm,  
Altolaiten, Grenzmarkische Han-  
delsgenossenschaft Schlochau.

in Polen

Briesen, Kulmsee, Dirschau,  
Graudenz, Karthaus, Lessen,  
Löbau, Neumark, Peipitz, Puhlig,  
Schweß, Soldau, Strasburg,  
Tuchel;

demnächst auch in:

König, Schöned, Dr. Stargard  
und Zempelburg.

Abgefügte Aufschrift für ge-  
wöhnliche Briefe und Post-  
karten: Edw. Großhandels-  
gesellschaft, Danzig.

Fernsprecher: Geschäfts-  
räume 3198—3203, 3490,  
3492, 3494 und 6143.

Speicher: Danzig 3204, 416;  
Danzig • Holm 3090, 3205.

Reparaturwerkstätte:  
Danzig • Schneismühl 3350.

Girokonto bei der Reichsbank-  
hauptstelle Danzig.

Drahtanschrift:

Großraiffeisen Danzig.

Postcheckkonto bei dem Post-  
checkamt Danzig Nr. 1358.

### Import und Export:

Getreide, Olsaaten, Hülsenfrüchte, Sämereien, Kartoffeln, Heu, Stroh, Wolle,  
Mehl, Reis, Lebensmittel aller Art, Kolonialwaren, Futtermittel, Düngemittel,  
Maschinen und Geräte, Brenn- und Baustoffe, Fette und Öle.

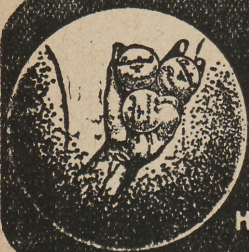
Spekulation • Größte Getreide-Lagerhäuser am Plake • Getreide-  
Trocknungsanlage • Moderne maschinelle Alee-Reinigungsanlage.

Mit der Landwirtschaftlichen Großhandels-Gesellschaft durch gleiche Geschäftsleitung  
verbunden:

Weichselland Aktiengesellschaft für Landwirtschaft.

# Raiffeisenhaus Danzig, Krebsmarkt 7/8





„Standard“ Phoenix  
Der deutsche Turnierbo  
Auf allen Plätzen hervorragend  
bewährt!

HARBURGER GUMMIWAREN-FABRIK *Phoenix*  
HARBURG A. E.

75]

Feine Haus- und  
Küchengeräte  
Solinger Stahl-  
waren  
Nickelwaren

Moderne Jagd-  
waffen  
Munition  
Büchsenmacherei  
m. elektr. Betrieb

319]

**Franz Kuhnert**

Tel. 506, 507

Danzig

Gegr. 1879

Hundegasse 98

Maklauschegasse 5

Die Anzeigen für den Freistaat Danzig werden von der Anzeigenabteilung der Ostdeutschen Monatshefte, Oliva b. Danzig Albertstr. 9, Tel. 148, erledigt. Zahlungen aus dem Freistaat bitte dorthin zu richten. Anzeigen für Tilsit durch Georg Krause, Sprindgasse 4, für Königsberg-Preußen Groß von Zinten-stein, Oberleicher 18-19, für Rheinprovinz, Westfalen, Hessen-Nassau, Baden, Elsaß-Lothringen, Württemberg, Bayern, Schweiz durch C. Schulze, G. m. b. H., Essen, für Norddeutschland durch Arthur Wittmann, Hamburg, Esplanade 45, für das übrige Deutschland durch Georg Stille, Berlin N. W. 7, Dorotheenstraße 6667. Postfachkonto: Berlin 28489. Bankkonto: Delbrück, Schidler & Co., Berlin W.

Die Anzeigen werden in Goldmark berechnet:

 $\frac{1}{4}$  Seite Mf. 40.— $\frac{1}{2}$  Seite Mf. 25.— $\frac{1}{4}$  Seite Mf. 15.— $\frac{1}{8}$  Seite Mf. 8.—

Vorzugsplätze wie Umschlagseiten, Anzeigen vor dem Text, erste und letzte Seite nach dem Text

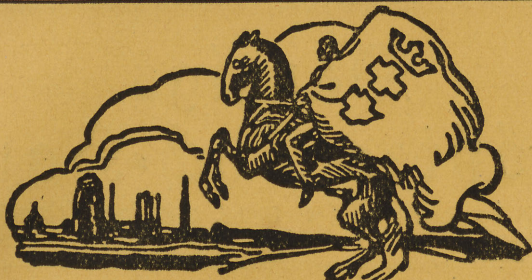
 $\frac{1}{4}$  Seite Mf. 45.— $\frac{1}{2}$  Seite Mf. 26.25 $\frac{1}{4}$  Seite Mf. 18.— $\frac{1}{8}$  Seite Mf. 15.—

Bei 3 × Aufnahme 10 %, bei 6 × 20 %, bei 12 × 30 % Rabatt

Für Danzig gelten folgende Preise: Im Anhang  $\frac{1}{4}$  Seite 50.— D. G.,  $\frac{2}{8}$  Seite 43.75 D. G.,  $\frac{1}{2}$  Seite 31.25 D. G.,  $\frac{1}{8}$  Seite 25.— D. G.,  $\frac{1}{4}$  Seite 18.75 D. G.,  $\frac{1}{8}$  Seite 10.— D. G.; Vorzugs-  
plätze  $\frac{1}{4}$  Seite 56.25 D. G.,  $\frac{1}{2}$  Seite 32.85 D. G.,  $\frac{1}{4}$  Seite 22.50 D. G.,  $\frac{1}{8}$  Seite 12.50 D. G.



251]



**BODENSTEIN & MIEHLKE**

TELEFON 1646 u. 2191 **DÄNZIG** HUNDEGASSE 48-49

**GRAPHISCHE KUNSTANSTALT  
BUCH-UND STEINDRUCKEREI**

AKTIEN-WERTPAPIERE-NOTGELD  
ETIKETTEN U. PACKUNGEN IN MASSENAUFLAGEN  
PLAKATE, DRUCKSACHEN ALLER ART

# **Parksäle**

**Langfuhr, Hauptstr. 142  
am Uphagenpark**

341]

**Telefon**

◆ **Vornehmes Familienlokal** ◆

**Festsäle**

**Vereinszimmer  
für alle Veranstaltungen**

**Eigene Konditorei**



# Danzigs größtes Tuch-Haus

Schmiedegasse 13/14, 1 (Ecke Holzmarkt) und  
Elisabethwall 8 (gegenüber d. Generalkommando)

380]

Die bekannteste und leistungs-  
/ fähigste Bezugsquelle in /  
deutschen und englischen

## Herren- u. Damenstoffen

### Tuch-Export-Haus Arthur Lange

„Ich helfe Dir“ \* „Für die Familie“  
„Nach der Arbeit“ \* „Sport und  
Gesundheit“ \* „Die Mode“

Roman- und Sportzeitschriften der  
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-  
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 50 Pfennig

[329

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-  
mern, Krs. Marienburg u. Marienwerder

**EDUARD WESTPHAL**  
**DANZIG, LANGGARTEN 6-7**